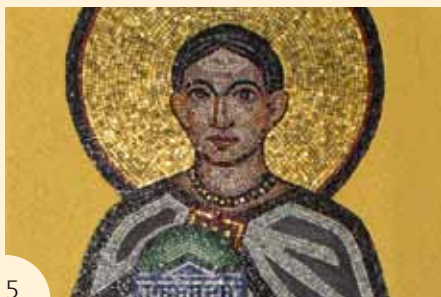


- STRUKTURVERÄNDERUNG IM ORDINARIAT
- BRIEF AN DIE HEILIGE HEDWIG
- BERICHT VOM KATHOLIKENTAG IN MÜNSTER
- VERKÜNDIGUNG ZWISCHEN EVENT UND ALLTAG
- EINBLICKE IN DIE GEFÄNGNISSELSORGE





5

- 1** VORWORT
-
- 2** »AUCH WIR WOLLEN DIE COMMUNIO VERBESSERN«
Gespräch mit Generalvikar Pater Manfred Kollig SSSC
zu Veränderungen im Ordinariat
-



10

- 5** »LIEBE HEILIGE HEDWIG ...«
Brief an eine Heilige
Prof. Ulrike Kostka
-
- 8** DER FRIEDE SEI MIT DIR
Bericht vom Bistumsstand auf dem Katholikentag in Münster
Klaudia Wildner-Schipek
-



16

- 10** VERKÜNDIGUNG ZWISCHEN EVENT UND ALLTAG
Statements
Jutta Blümel und Ulrich Kotzur
-
- 14** »LEBENSFREUDE IN DER ABSTINENZ«
Kreuzbund Berlin mit neuem Geistlichen Beirat
Walter Plümpe
-

- 16** »KINDER BLEIBEN KINDER ZU JEDER ZEIT«
Annaliese Kirchberg geht in den Ruhestand
Alfred Herrmann
-

- 21** »WANN HÖRT DIE NACHT AUF UND WANN BEGINNT DER TAG?«
Einblicke in die Arbeit eines Gefängnisseelsorgers
Msgr. Johannes Drews
-



23

- 23** CAFÉ RÜCKENWIND
Begegnungsstätte für Straffällig-Gewordene
Stefan Friedrichowicz
-

- 25** SOZIALDIENST KATHOLISCHER MÄNNER –
SKM-BERLIN E.V. GEGRÜNDET
Alexander Obst
-

- 27** MEDITATIVES ZEICHNEN IN DER JVA MOABIT
Diakon Wolfgang Kamp
-



30

- 30** »ENTSCHEIDEND IST UNSER HANDELN«
Bewahrung der Schöpfung – Ein Thema im Pastoralen Prozess?
Alfred Herrmann
-

Titelbild:
Altarbild aus der
Justizvollzugsanstalt
Berlin-Moabit

»FÜR WUNDER MUSS MAN BETEN, FÜR VERÄNDERUNGEN MUSS MAN ARBEITEN.«

Liebe Leserin, lieber Leser

»Für Wunder muss man beten, für Veränderungen muss man arbeiten.« Dieses Thomas von Aquin zugeschriebene Zitat könnte man in den nächsten Monaten über die Eingangstür des Erzbischöflichen Ordinariates (EBO) hängen.

Denn es wird sich so einiges verändern im »EBO«. Im Mittelpunkt der bevorstehenden Veränderungen steht die Überzeugung, dass das, was sich im Rahmen des Prozesses »Wo Glauben Raum gewinnt« in den Pfarreien verändert, auch das EBO betrifft. Leitend ist dabei die zentrale Frage »Wozu sind wir berufen?«. Zukünftig wird es im EBO zwei große Bereiche geben: Sendung und Ressourcen. Beide stehen in enger Beziehung zueinander. Die Erfüllung der Sendung ist zentrale Aufgabe der Kirche und die Ressourcen helfen, diese Sendung zu erfüllen. Von diesen Veränderungen im EBO spricht der Generalvikar, P. Manfred Kollig SSCC, im Interview.

Veränderungen ergeben sich manchmal auch einfach nur dadurch, dass langjährige Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen in den verdienten Ruhestand geben. Doch auch wenn sie gehen, so bleibt ein Stück Geschichte, auf dem andere aufbauen. Mit Schulleiterin Annaliese Kirchberg bleibt ein Stück Geschichte Katholischer Schule im Erzbistum Berlin, mit Pfarrer Johannes Drews bleibt ein Stück Geschichte der Gefängnisseelsorge. Dankbar können beide auf bewegte und bewegende Jahre zurückblicken.

Dass mit dem Eintritt in den Ruhestand Zeit für neue Aufgaben frei wird, zeigt Pfarrer Bernhard Töpfer, der neue Geistliche Beirat für den Kreuzbund Diözesanverband Berlin.

Vom Blick in die Zukunft erzählt ein neues Projekt der Gefängnisseelsorge im Pastoralen Raum Reinickendorf Süd: Das »Café Rückwind«. In dieser Begegnungsstätte treffen sich Frauen und Männer der Gemeinden mit Ausgängern und straffällig gewordenen Menschen.



Der neu ernannte Domkapitular Stefan Friedrichowicz initiierte das Projekt, das bereits nach kurzer Zeit weit über den pastoralen Raum hinaus bekannt wurde.

Unterstützend gründete sich dazu mit Hilfe des Pastoralreferenten Alexander Obst, der ebenfalls als Gefängnisseelsorger tätig ist, der SKM, der »Sozialdienst Katholischer Männer« im Erzbistum Berlin. Hier wird Verkündigung der Botschaft Jesu Christi konkret.

Dass es verschiedene Formen der Verkündigung gibt, zeigen Pfarrer Ulrich Kotzur und Pastoralreferentin Jutta Blümel auf, die das Thema »Verkündigung zwischen Event und Alltag« aus zwei unterschiedlichen Perspektiven betrachten.

Verkündigung konkret könnte auch über dem neuem Film von Wim Wenders über Papst Franziskus stehen, »Ein Mann seines Wortes« ist im Juni in den Kinos angelaufen. Über 300 Menschen haben den Film auf Einladung des Erzbistums im Kino International gesehen. Ein Film, der berührt. Ein Film, der entschleunigt. In einem Interview sagt Wim Wenders über Papst Franziskus: »Er hat es geschafft klar zu machen: können wir alle nicht mal inne halten und überlegen: was tun wir hier eigentlich?« Und die Journalistin Barbara Overbeck meint in ihrer Filmkritik: Papst Franziskus »empfiehlt allen Menschen kleine Gesten zum täglichen Umgang miteinander, mehr lächeln, sagt er, ehrlich, herzlich. Ist es so einfach? Vielleicht.«

Ich wünsche Ihnen dieses Innehalten und diese innere Freude, die sich im Lächeln den Weg nach außen bahnt.

Uta Raabe

»AUCH WIR WOLLEN DIE COMMUNIO VERBESSERN«

INTERVIEW MIT GENERALVIKAR PATER MANFRED KOLLIG SSCC ZU VERÄNDERUNGEN IM ORDINARIAT

INFO *Mit dem Prozess »Wo Glauben Raum gewinnt« sind umfangreiche Umstrukturierungen in den Pfarreien in Gang gekommen. Nun haben Sie auch für das Erzbischöfliche Ordinariat Veränderungen angekündigt. Was ist vorgesehen?*

GENERALVIKAR Ich bin überzeugt, dass das, was wir von den Pfarreien, Gemeinden und Orten kirchlichen Lebens sowie von den Vereinen, Verbänden und Gemeinschaften erwarten, uns auch im Erzbischöflichen Ordinariat kritisch anfragt. Wir erwarten, dass das Wir-Bewusstsein stärker wird. Dass sich die Haupt- und Ehrenamtlichen in den Pfarreien und katholischen Einrichtungen besser miteinander vernetzen, dass sie Synergieeffekte sehen, dass sie sich bei jedem Thema immer die Frage stellen: wer ist betroffen von dem, was wir denken und reden und tun? Wer könnte uns weiterhelfen, wen könnten wir unterstützen? Das sind Fragen, die wir im Prozess *Wo Glauben Raum gewinnt* stellen.

Durch die Beschäftigung mit dieser Frage wollen wir die *Communio* verbessern. Wir werden uns mehr und mehr bewusst, dass unsere *Communio* nicht von Freundschaften abhängen darf. Vielmehr sind wir zur *Communio*, zur Gemeinschaft, zu einem WIR berufen von Gott, der ein Gott der Beziehung ist. Dieses Thema betrifft nicht nur die anderen, sondern auch das Erzbischöfliche Ordinariat. Dies bedeutet: wir sind hier nicht ein Betrieb, der sich selbst gegründet hat, sondern wir sind in Dienst genommen, im Auftrag und in der Nachfolge Jesu Christi und der Apostel. Und wir müssen diesen Gott der Beziehung darstellen, unabhängig davon, ob wir uns mögen oder nicht, ob wir befreundet sind oder nicht. Aus unserem Auftrag ergibt sich, dass wir gemeinsam an dieser Sendung arbeiten. Zur christlichen Sendung gehört es wesentlich dazu, sie in Gemeinschaft anzunehmen und zu verwirklichen.

INFO *Wie werden denn die Veränderungen konkret aussehen?*

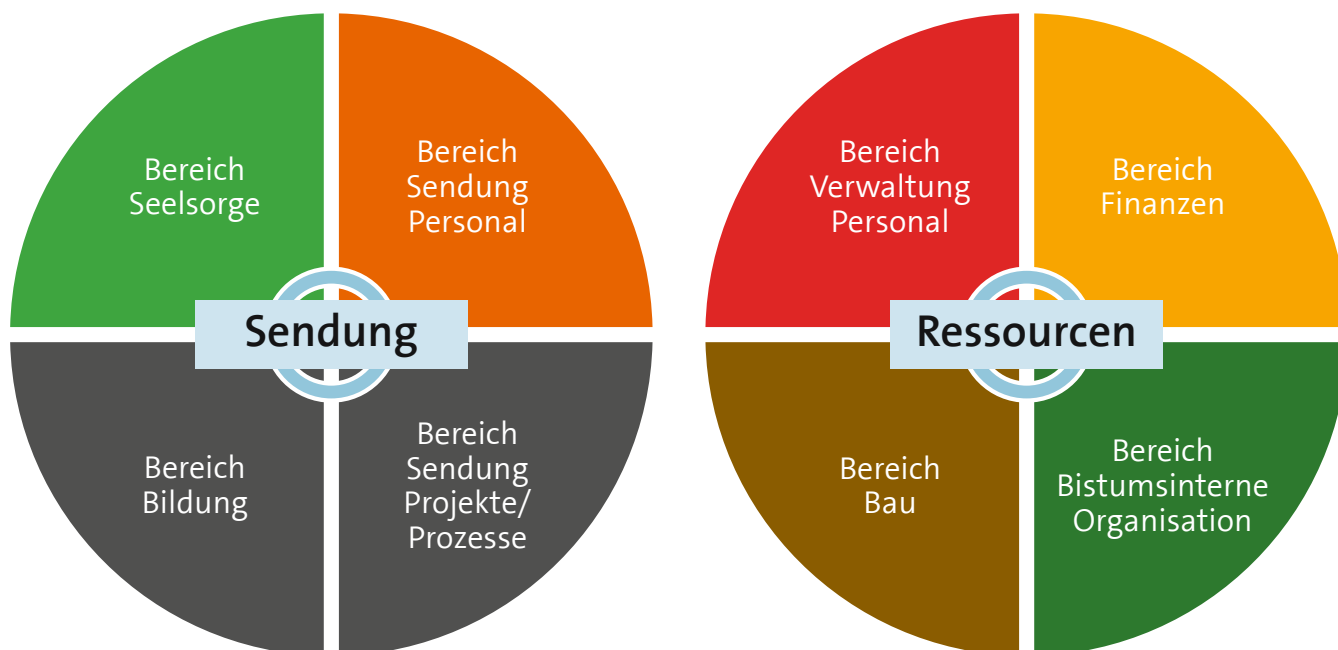
GENERALVIKAR Es gibt im Grunde zwei große Bereiche, die wir als Kirche gestalten müssen: Zum einen müssen wir uns immer wieder klarmachen, wozu wir berufen sind. Wir sind berufen, als Kirche Christus in dieser Welt darzustellen. Das heißt, die Menschen spüren zu lassen, was es denn bedeutet, dass Jesus Christus Licht des Lebens ist und uns beruft, selber das Licht der Welt zu sein. Wir müssen dies durch Wort und Tat darstellen und es die Menschen konkret spüren lassen. Deswegen sind die Klärung und die Erfüllung der Sendung ein zentraler Punkt der Kirche und deshalb auch unseres Erzbistums.

Pater
Manfred
Kollig
SSCC



Foto: Walter Wetzel

Der zweite große Aufgabenbereich sind die Ressourcen, die uns helfen, diese Sendung zu leben. Die wichtigste Ressource sind die Menschen, das Personal; aber es gibt auch andere Ressourcen, die uns helfen, diese Sendung in der Welt zu erfüllen, nämlich z. B. die Finanzen, die Bauwerke und andere Sachmittel, die wir zur Verfügung haben.



INFO Bisher ist das Erzbischöfliche Ordinariat in Dezernaten organisiert. Wie können wir uns die Auflösung einer solchen »versäulten« Struktur vorstellen?

GENERALVIKAR Ich möchte nicht abwerten, was bisher gewesen ist. Man hat im Grunde im Erzbistum Berlin die Struktur übernommen, die es in anderen deutschen Bistümern und Erzbistümern gibt. Und gerade nach der Wiedervereinigung haben sich die ostdeutschen Bistümer sehr stark daran orientiert, was in Westdeutschland üblich war. Und so ist auch die jetzige Struktur zu erklären. Diese Struktur lädt aber nicht dazu ein, dass man übergreifend denkt, sondern jeder denkt erst einmal im Rahmen seines Referats, seiner Abteilung, seines Dezernats.

Was sich jetzt ändert ist, dass wir statt in Säulen jetzt eher in zwei Kreisen denken. Man könnte auch sagen, es sind zwei Räder, die zusammen ein Fahrrad bilden. Und es gibt dort nicht mehr Dezernenten, sondern es gibt Bereichsleiter und Bereichsleiterinnen: jeweils vier im Bereich der Sendung und im Bereich der Ressourcen. Aus beiden Vierergruppen übernimmt dann für eine gewisse Zeit – wahrscheinlich für ein Jahr – einer bzw. eine die Koordination für das gesamte Aufgabengebiet Sendung bzw. Ressourcen. Die Idee ist, dass so jeder Bereichsleiter und jede Bereichsleiterin einen Überblick bekommt über die Verantwortung für das große Ganze: nämlich für Sendung oder für Ressourcen.

Die Koordinatorinnen und Koordinatoren dieser beiden großer Aufgabenfelder werden sich regelmäßig mit mir abstimmen und die Kooperationen besprechen. Es ist klar, dass Ressourcen immer eine dienende Funktion haben. Nehmen wir das Beispiel Bau: Wo bewegen diese die Sendung, wo unterstützen sie diese, wo ermöglichen sie Sendung. Und umgekehrt bedeutet Sendung immer auch, sich zu bewegen unter den konkreten Bedingungen. Es können viele Dinge sinnvoll sein, vielleicht auch notwendig erscheinen; ob sie machbar sind, das entscheiden die Ressourcen, das entscheidet das Personal, das entscheiden die Finanzen, der Bau und das entscheidet auch das Recht. Und so muss das Ganze, um bei dem Bild zu bleiben, wie ein gutes Fahrrad miteinander verbunden sein. Wenn man bei diesem Bild bleibt, dann ist es ja auch deutlich, dass Sendung und Ressourcen zusammengehören. Wir werden Schulungen anbieten für die Bereichsleiterinnen und Bereichsleiter und darüber hi-

naus auch für andere, die im Haus nochmal besondere Verantwortung tragen, um sich mit dem Gedanken Teambildung, Communio, »verstärktes WIR« vertraut zu machen und auch gewisse Methoden und Maßnahmen kennenzulernen, um dann diese Leitgedanken entsprechend zu verwirklichen.

INFO Welche Auswirkungen haben diese Veränderungen für die Pfarreien, für die Vereine, für die Verbände, die Einrichtungen und die Pastoralen Räume? Sehen Sie einen positiven Effekt für die Außenwirkung des Ordinariates?

GENERALVIKAR Ich glaube, ein positiver Effekt wird sein, dass man nicht mehr so viele Ansprech-Partnerinnen und -Partner hat, dass wir unsere Aufgaben auch als Dienstleisterinnen und Dienstleister besser erfüllen können. Ich sag es mal plakativ: Wir werden nicht mehr nur denken: ich bin zuständig oder nicht zuständig – und damit dann ein Thema erledigen oder mangels Zuständigkeit für erledigt erklären. Sondern die Räder geben eine größere Möglichkeit und sie machen es auch notwendiger weiterzudenken: an wen in meinem Aufgabengebiet Ressourcen oder Sendung müsste ich die Anfrage, das Thema oder das Problem weitergeben? Wer sollte mit wem tätig werden? Ich glaube es wird servicefreundlicher. Wir vermeiden dadurch das, was uns öfter vorgeworfen wird, nämlich dass es im Ordinariat Flaschenhälse oder Nadelöhre gibt. Ich enthalte mich da jeder Beurteilung. Aber es ist der Vorwurf, den ich immer wieder gehört habe – gerade von außen. Die Umstrukturierung ist unter anderem auch ein Instrument, mit dem wir auf diese Vorwürfe antworten.

INFO Umstrukturierungen werfen bei den Mitarbeitenden immer die Fragen auf: *Trifft es mich, muss ich mich verändern, ist mein Arbeitsplatz sicher, worauf muss ich mich jetzt einstellen? Wie reagieren Sie auf diese Befürchtungen?*

GENERALVIKAR Ich habe über diese Umstrukturierungen zunächst mit den Dezernentinnen und Dezernenten gesprochen, dann im Bereich Organisationsentwicklung, in dem immerhin 30 Mitarbeitende aus unserem Haus tätig sind. Die Umstellungen waren anschließend Thema auf zwei Mitarbeitenden-Versammlung. Ich gehe in jedes Dezernat und rede mit allen in diesem Dezernat über dieses Modell. In zwei Dezernaten bin ich bereits gewesen; in zwei weiteren steht es an.

Ich sage immer zum Ersten: fürchten wir uns doch nicht, dass wir eine Struktur finden, die es uns ermöglicht, mehr sachbezogen und themenbezogen zu arbeiten; auch

verbindlicher zu werden. Zum Zweiten: Es wird niemand daran vorbeikommen, sich zu verändern in dem Sinne, dass wir uns stringent und konsequent fragen, wenn wir an einer Arbeit sitzen – egal, welches Thema es ist – wen sollte ich einbeziehen, wer weiß etwas zu diesem Thema, wer



Fürchten wir uns doch nicht, dass wir eine Struktur finden, die es uns ermöglicht, mehr sachbezogen und themenbezogen zu arbeiten; auch verbindlicher zu werden.



könnte mich unterstützen? Wer ist davon betroffen, dass ich daran arbeite? Wer müsste doch unbedingt informiert werden, wenigstens darüber, dass ich an diesem Thema sitze. Das muss mich nicht ängstigen.

Als Drittes kann ich zusagen, dass diese Umstrukturierungen überhaupt nichts damit zu tun haben, dass wir Arbeitsplätze einsparen wollen. Auch das ist allen gesagt worden, es gibt Besitzstandswahrung und jeder hat seinen Arbeitsplatz sicher. Aber eine Veränderung gelingt natürlich nur, wenn alle bereit sind, diese Veränderung mitzutragen. Wir können nicht das WIR fördern, indem wir es vorschreiben. Sondern Jede und Jeder trägt dazu bei, dass dieses Bewusstsein gestärkt wird, dass abgeschottetes »Clubdenken« nicht den Gott in der Welt vertritt, der offene Beziehung ist.

INFO Ab wann wird der Plan umgesetzt werden?

GENERALVIKAR Wir beginnen mit dem 01.01.2019. Das heißt, wir beginnen dann so gut, wie wir können. Wir werden sicher im Laufe des nächsten Jahres oder der nächsten Jahre Erfahrungen machen, Raum geben, um diese regelmäßig auszutauschen, um entsprechend hier und da nachzusteuern. Das entbindet uns aber nicht der Verantwortung – und die nehmen wir auch wahr – jetzt das ganze so gut wie möglich vorzuplanen und auch alle Mitarbeitenden entsprechend zu unterstützen. Am 6. Dezember wird es für alle Mitarbeitenden eine Schulung geben als Vorbereitung auf diesen 1. Januar 2019.

INFO Vielen Dank, Pater Manfred.

Die Fragen stellte Hermann Fränkert-Fechter

Ulrike Kostka

»LIEBE HEILIGE HEDWIG ...«

BRIEF AN EINE HEILIGE

Liebe Heilige Hedwig,

vor 750 Jahren gab es noch keine Emails oder Facebook, die Kommunikation lief vor allem mündlich und nur wenige Menschen konnten schreiben und lesen. Als Person aus edlem Hause war es Ihnen auch als Frau möglich, lesen zu lernen. Deshalb erlaube ich mir, Ihnen zu schreiben.

Bis vor wenigen Jahren waren Sie für mich eine relativ unbekannte Person und Heilige. Ich verband mit Ihnen vor allem die Sehnsucht vieler Vertriebener, die ihre Heimat verloren hatten und gerne recht nostalgisch klingende Kirchenlieder sangen, wo Ihr Name auftauchte.

Außerdem waren Sie mir als Verwandte der Heiligen Elisabeth bekannt, die in der Caritas eine große Bedeutung hat. Die Heilige Elisabeth fand ich immer wieder faszinierend, weil sie ihr ganzes feudales Leben aufgegeben hat, um den Armen zu dienen. Im Caritasbereich ist sie die Premium-Heilige! Der heilige Vinzenz von Paul, der mir durch meine Zeit als Postulantin bei den Barmherzigen Schwestern vom heiligen Vinzenz von Paul in Hildesheim gut vertraut ist, hat es in Deutschland nie ganz zum Premium-Heiligen der Caritas geschafft. Die Heilige Elisabeth ist für viele deutlich greifbarer und auch anziehender. Trotz aller Zuneigung zur Heiligen Elisabeth hat sie bei mir in den letzten Jahren aber auch einige Fragen ausgelöst, weil sie durch ihre Askese ihre Lebenskraft schnell verbraucht hat und früh gestorben ist. Ein nachhaltiges Lebenskonzept hatte sie nicht gerade und es erinnert auch ein wenig an Selbstaufgabe.

Prof. Ulrike
Kostka



Foto: Marlen Wietze

Sie begegneten mir als Heilige Hedwig schon in der Kapelle des Deutschen Caritasverbandes, wo mehrere Heilige der Caritas in Glasfenstern abgebildet sind. Aber Sie haben zunächst keine große Wirkung bei mir hinterlassen. Als ich vor sechs Jahren ins Erzbistum Berlin kam und Caritasdirektorin wurde, fiel mir auf, welche große Bedeutung Sie für viele Menschen und das Erzbistum haben. In den letzten drei Jahren haben Sie übrigens viel in der Zeitung gestanden, weil es viele Diskussionen über die Sanierung und Neugestaltung der St. Hedwigs-Kathedrale gab. Letztes Jahr hieß es dann, wir feiern »750 Jahre Heiligsprechung Heilige Hedwig«. Ich ahnte schon, dass Sie mir in diesem Jahr mit Ihrem Leben und Wirken mehr begegnen würden.

Dann zeichnete sich ab, dass wir eine Wallfahrt zur Heiligen Hedwig nach Polen machen würden. Ich bin gerne mitgefahren, auch weil ich Polen mehr kennenlernen wollte. Bislang war ich nur in Stettin gewesen und hatte nur ein wenig Kontakt zu Kolleginnen und Kollegen der Caritas in Polen. Mitte Oktober war es dann so weit. Auf den Busfahrten hatten wir hervorragende Einführungen in die Geschichte Polens und speziell in die Entwicklung Schlesiens. Und an vielen Stellen tauchte Ihre Lebensgeschichte auf. Langsam ergab sich für mich ein Bild, dass Sie eine entscheidende Figur der Geschichte Polens und eine Brückenbauerin zwischen den Kulturen und auch Fürstengeschlechtern waren.

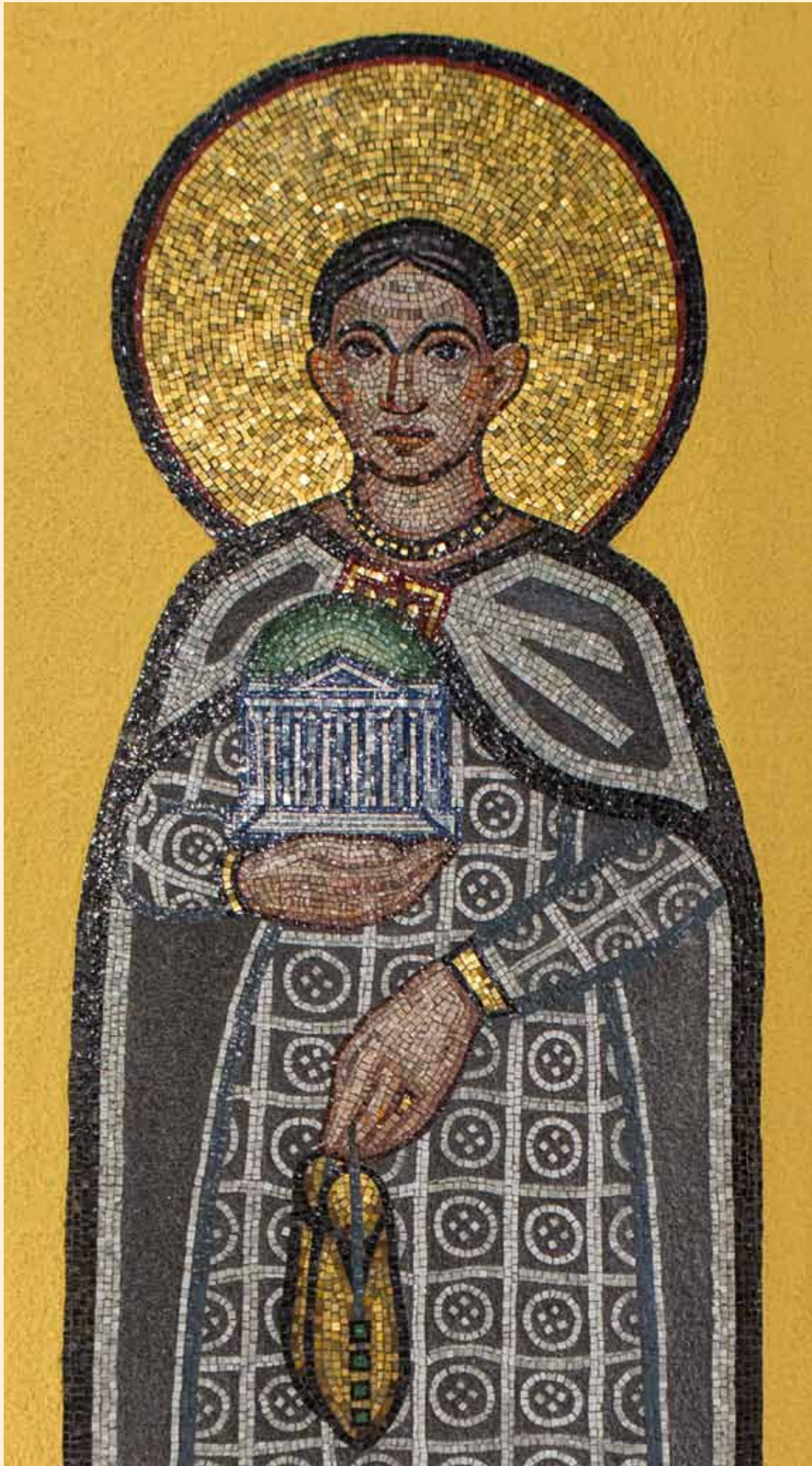


Foto: Walter Wetzler

St. Hedwig,
Mosaik im
Altarraum von
St. Adalbert



Liebe Heilige Hedwig, ich finde Sie genau richtig als Bistumspatronin für ein Erzbistum mit Menschen unterschiedlichster Kulturen, Religionen und Lebenserfahrungen hier mitten in Europa.



Sie haben Ihren adligen Haushalt so gestaltet, dass benachteiligte Menschen einen herausragenden Platz dort fanden. Sie haben sie an Ihren Tisch geholt und damit die damalige Gesellschaft auf den Kopf gestellt. Darüber hinaus haben Sie Strukturen der Armenfürsorge entwickelt und umgesetzt und damit nicht nur Nothilfe geleistet. Heutzutage würde man sagen, dass Sie sozialpolitisch sehr wirksam waren und für mehr strukturelle Gerechtigkeit gesorgt haben.

Beweggrund war für Sie dabei immer wieder die Begegnung mit den Armen und das Antlitz Jesu Christi, das Sie in ihnen sahen. Die Geschichte zeigt, dass Sie offensichtlich den Fürsten und männlichen Obrigkeiten auch oftmals Ihre Meinung gesagt haben und für Versöhnung eingetreten sind. Das war ungewöhnlich als Frau damals und wahrscheinlich nicht ganz ungefährlich. Und das Leben hat es Ihnen schwer gemacht. Immer wieder mussten Sie Schicksalsschläge hinnehmen. Trotzdem haben Sie nicht aufgegeben. Beeindruckend! Für Sie war die biblische Botschaft nicht abstrakt oder nur etwas für den Gottesdienst, sondern es war praktisch Ihr roter Faden durch Ihr Leben.

In den Tagen in Breslau und an den verschiedenen Stätten unserer Wallfahrt wurde mir deutlich, welche Bedeutung Sie als verbindende Figur in dem nicht immer einfachen Verhältnis zwischen Polen und Deutschland bis heute haben. Besonders berührt hat mich der Vortrag des weisen Erzbischofs Nossol, der viel für die Versöhnung getan hat und fest davon überzeugt ist, dass man mit Ihnen auch heute noch Wunder wirken kann. Und wir haben Wunder nötig!

vEuropa befindet sich in einer schwierigen Phase und viele Gesellschaften erleben eine große Verunsicherung und einen wachsenden Nationalismus und Extremismus. Die Flüchtlingsfrage treibt viele um. Auch Polen reagiert mit starker Abschottung, in Deutschland nehmen solche Tendenzen zu. Doch wir müssen erkennen, dass wir alle in einem Boot sitzen und Europa nicht einfach als Festung gestalten können. Nur der Einsatz für weltweite Gerechtigkeit und Chancen für die Länder, aus denen die Menschen fliehen, werden uns gemeinsam weiterbringen. Und eine Vielfalt der Kulturen und Religionen lässt sich nicht leugnen und auch nicht mehr ändern. Gleichzeitig müssen sich die

Menschen aber auch sicher und geborgen fühlen und dürfen nicht das Gefühl haben, dass ihnen alles zwischen den Händen zerrinnt.

Mich beeindruckt, wie die Menschen nach dem Zweiten Weltkrieg in Deutschland, Polen und vielen anderen Ländern neu angefangen haben und wie auch an vielen Stellen Hass überwunden wurde. Dieser Weg des Friedens ist für mich ohne das Einwirken Gottes nicht denkbar. Deshalb bitte ich Sie, ein gutes Wort beim Herrn einzulegen. Denn ohne den Heiligen Geist wird es nicht gelingen, Frieden, Versöhnung und Toleranz zu schaffen. Viel Mut macht mir, wie viele Menschen sich ehrenamtlich und beruflich in und außerhalb der Kirche für ein gutes gesellschaftliches Miteinander engagieren. Genauso freut mich, dass wir in der Oderregion als Kirche dazu beitragen können, dass Menschen aus Polen und Deutschland zusammenwachsen. Hier sind Kirche und Glauben eine gute Brücke. Diesen Prozess empfehle ich Ihrer besonderen Aufmerksamkeit!

Gleichzeitig wünsche ich mir, dass wir uns als Kirche nicht nur mit internen Themen beschäftigen und vor allem um uns selbst kreisen. Ihr Leben zeigt, was Gottes Botschaft in der Welt verändern kann – auch unter schwierigsten Bedingungen! Ich wünsche mir für uns alle Ihren Mut und Ihre Zuversicht! Ihr Lebensprojekt zeugt davon, dass es sich lohnt, die biblische Botschaft zum Roten Faden zu machen.

Das Projekt »Sankt Hedwig Mitte« ist deshalb für mich viel mehr als die Sanierung der Kathedrale. Das Projekt Sankt Hedwig Mitte ist für mich eine Kirche, die für alle Menschen offen ist, die sich als Brückenbauerin versteht und an der Seite der Benachteiligten steht und mit ihnen für ihre Rechte eintritt, auch wenn es mal unbequem wird.

Liebe Heilige Hedwig, Sie sind mir inzwischen ans Herz gewachsen und ich finde Sie genau richtig als Bistumspatronin für ein Erzbistum mit Menschen unterschiedlichster Kulturen, Religionen und Lebenserfahrungen hier mitten in Europa.

Sie sind eine beeindruckende Glaubenszeugin und eine große Inspiration. Ich bitte Sie um Ihr Geleit und Gebet!

Herzliche Grüße

Ihre Ulrike Kostka
Caritasdirektorin für das Erzbistum Berlin

Kludia Wildner-Schipek

DER FRIEDE SEI MIT DIR

Wer zum 101. Katholikentag vom 9. bis 13. Mai 2018 nach Münster in Westfalen mit dem Zug anreiste, konnte schon auf dem vor knapp einem Jahr renovierten Hauptbahnhof ahnen, dass es hier – an einem traditionsreichen Standort – kulturelle, soziale und religiöse Anstöße für ein friedliches Miteinander in den kommenden Tagen geben wird.

Unzählige Menschen aus nah und fern haben sich an diesen Tagen auf den Weg gemacht, um für ihren Glauben und Werte wie Frieden, Respekt, Toleranz und Gerechtigkeit einzustehen. Folgte man nun dem Menschenstrom in türkisfarbenen Schals als Zeichen der Zugehörigkeit, kam man vorbei an geschmückten Fassaden, zahlreichen Veranstaltungsstandorten, begleitet von musikalischer Vielfalt, über den Domplatz zur Kirchenmeile am Schlossplatz. Hier präsentierte sich an einem von 330 Ständen auch die »WeltKircheBerlin« in einem Großzelt zusammen mit den Nordbistümern Hamburg, Hildesheim und Osnabrück sowie der Darlehenskasse Münster (DKM). »WeltKircheBerlin« – denn Weltkirche ist in Berlin konkret erfahrbar. Über 35% der Katholikinnen und Katholiken im Erzbistum Berlin stehen für die Vielfalt an Traditionen und Kulturen aus zahlreichen Ländern. Dies spiegelte sich auch im Team des Bistumsstandes wieder, in dem auch die muttersprachlichen Gemeinden vielfältig vertreten waren. Alle Mitwirkenden begrüßten die Gäste in bunten Shirts mit der Aufschrift »Friede sei mit dir« in der jeweiligen Herkunftssprache.

Das Erzbistum Berlin verfolgte bei der Entwicklung der Standgestaltung auch die Nachhaltigkeitsziele, die unmittelbar mit den großen Themen wie Frieden und Gerechtigkeit für den Katholikentag, im Fokus standen. Somit wurden für die Standgestaltung wiederverwendbare Kartonagen verwendet. Alle Tafeln, inklusive Tische und Sitzmöglichkeiten, sind recycelbar.

Es gab Einiges zu erfahren an Infosäulen u.a. über die Vielfalt des Bistums, die Muttersprachlichen Gemeinden, die Projektstelle »Glauben ohne Grenzen« in der Oder-Grenzregion, gefördert vom Bonifatiuswerk der deutschen Katholiken, oder den Kathedralumbau.

Zu den Highlights gehörte das Anfertigen individueller Rosenkränze aus mannigfaltigen Perlen und dem Spandauer Kreuz. Auch das Spiel mit Sprachen auf einem Gebetswürfel mit dem Friedensgruß in mehreren Sprachen zog Alt und Jung an den Bistumsstand. Zum längeren Verweilen lud ein Quiz der Kulturen ein, bei dem es ein Wochenende in Berlin mit Übernachtung im Hotel Aquino in Berlin-Mitte zu gewinnen gab.

Anica Krstanovic aus der kroatischen Gemeinde und dem Rat der Muttersprachlichen Gemeinden war zum ersten Mal bei den Vorbereitungen zum Katholikentag dabei und war besonders beeindruckt davon, »mit wie viel Freude die Menschen, junge und auch ältere, Rosenkränze gebastelt haben, Würfel gestempelt haben, am Stand die Antworten für das Quiz gesucht haben oder sich mit uns über den Stand, die Angebote, unser Erzbistum und die Muttersprachlichen Gemeinden unterhalten haben.« Als einen sehr besonderen Moment er-



Kludia
Wildner-
Schipek



Trommelgruppe
aus der Koreanischen
Mission in Berlin
beim Katholikentag



Rosenkranz
mit Spandauer Kreuz

innert sie, als fünf Franziskanerschwestern aus Indien, die in Münster in einem Krankenhaus arbeiten, sich an den Tisch gesetzt haben und mit viel Freude und Spaß Rosenkränze gebastelt haben. Oder ältere Damen, die für ihre Enkel für die Kommunion oder Firmung mit viel Liebe schöne Rosenkränze hergestellt haben.

Frau Krstanovic resümiert die neue Katholikentags-Erfahrung: »Sätze wie ›Ihr Stand ist ganz anders. Einfach toll!«, die wir alle, die am Stand ihren Dienst hatten, beim Katholikentag oft hörten, erfüllte mich mit großer Freude und auch Stolz, Teil dieses schönen Projektes und v. a. auch dieses Teams gewesen zu sein.

Für mich war es auch ein weiteres sehr gelungenes Projekt und Beispiel für die gute Zusammenarbeit des Bistums und des Diözesanrates mit dem Rat der Muttersprachlichen Gemeinden. Ich freue mich schon auf die nächsten Projekte!« Und deshalb sehen wir uns wieder beim Berliner Fest der Kirchen am 8. September 2018 auf dem Alexanderplatz.



Ulrich Kotzur

VERKÜNDIGUNG UND EVENT – EINE ANNÄHERUNG

1996 tauchte das Wort Event das erste Mal im Duden auf und meint ein besonderes Ereignis, Erlebnis, Spektakel, Happening und Vergnügen, das jemandem widerfährt. Weitläufig ist das Verständnis von Event als einer Aktion, die zu Marketingzwecken organisiert wird. Eventagenturen stehen heute für private und geschäftliche Anlässe zur Verfügung, um Freude am Leben oder auch den Absatz eines Produktes voranzutreiben.

Passen da die beiden Worte Verkündigung und Event überhaupt zusammen? Lässt sich Verkündigung als ein Eventgeschehen überhaupt denken? Ist in der Schnelllebigkeit des Events eine solide Verkündigung möglich, zumal neben dem Trend, aus allem ein Event zu machen, noch die Entwicklung der immer stärkeren Individualisierung des Einzelnen tritt?

Das heißt, ich muss mein eigenes Leben leben, es immer mehr in der Hand haben und vielfältige Entscheidungen tagtäglich treffen. Ich muss mich entscheiden, Gleichgesinnte zu treffen, Gottesdienste feiern zu wollen, selber aktiv zu sein, mit anderen über Gott und die Welt zu diskutieren, um einfach Freude am Glauben zu haben.

VERKÜNDIGUNG ZWISCHEN EVENT UND ALLTAG Die Gemeinschaft in einer großen Masse fasziniert. Weltjugendtage, Bistums-messen, Wallfahrten, Kirchentage und Kirchenfeste ziehen viele Menschen an. Ist die Eventkultur in der Verkündigung angekommen? Erreichen wir bestimmte Gruppen nur noch durch Jesus-Festivals? Wie nachhaltig sind religiöse Großereignisse und in welcher Verbindung stehen sie zur alltäglichen Seelsorge? Was können wir von den freien Kirchen lernen, die mit ihren großen Lobpreis-Gottesdienstenden viele Menschen ansprechen?

Wir haben den Diözesanjugendseelsorger Ulrich Kotzur und die Pastoralreferentin Jutta Blümel gebeten, das Thema Verkündigung zwischen Event und Alltag aus zwei unterschiedlichen Perspektiven zu beleuchten. Ihre Statements waren Grundlage für eine Diskussion der Referentinnen und Referenten des Dezernats Seelsorge, des Jugendseelsorgeamtes und der Kategorialen Seelsorge.

Dabei stehen Events für professionell geplante und durchgeführte Aktionen, die als lustvoll erlebt werden, um dann als sinnvoll verstanden werden zu können. Es geht um Wohlfühlen, Spaß haben und ich sein dürfen mit Wellnesscharakter. Auch ein Wiedererkennungswert gehört zum Event.

Auf einen Gottesdienst hin bedacht, fordert diese Entwicklung in unserer Gesellschaft heraus, Gottesdienste als ästhetische »Events« zu konzipieren. Sie stilvoll, schön, geschmackvoll und ansprechend zu gestalten, damit Verkündigung ankommen kann.

Ein anderer Aspekt kommt hinzu: Schon in den 70er und 80er Jahren des 20. Jahrhunderts hat vielerorts ein Bruch in der Weitergabe des Glaubens begonnen. Jugendliche verstanden das Engagement ihrer Eltern in der Pfarrgemeinde immer mehr als ein »Hobby« der Eltern und Kirche immer weniger als ein Ort für die eigene Jugend.

Glaube wurde nicht mehr weitergegeben als das, was wir wissen, sondern als ein Angebot das bezeugt wird. Deshalb gibt es für viele Jugendliche heute nicht

Foto: EAJ/BDKJ



mehr den Druck eines zu absolvierenden Glaubens, vielmehr ist es ein »Mal schauen«, was geglaubt werden kann. Gleichzeitig müssen Jugendliche heute selber konstruieren, wer sie sind und was sie glauben wollen/können.

So kann man für heute die These vertreten, dass Kirche für viele nicht mehr als Teil des Alltages, des geregelten rhythmischen Tuns, sondern als Teil der Freizeit verstanden wird. Glaube und Gottesdienst wird zur Betätigung im Freizeit-Bereich. Gleichzeitig ist es wohl für viele ein »no go«, wenn man mit »Kirche« irgendwie schlecht aussieht.

In diese Entwicklung hinein springen »Glaubensevents« wie z. B. der Weltjugendtag oder die bundesweite 72 Stunden Aktion des BDKJ.

Ich kann Erfahrungen des Glaubens in »großer Masse« machen, Lebendigkeit mit vielen erleben und die Gegenwart Gottes erspüren und kann auch wieder gehen.

Solche »Events« besitzen eine Art Konzept des Dialogs, d. h. lass uns miteinander reden, lass uns miteinander austauschen, lass uns miteinander Erfahrungen sammeln, komm mit einer Bereitschaft, dich überzeugen zu lassen, entdecke die Sinnhaftigkeit des Tuns, des Feierns des Glaubens, des Betens.

Und dann: Entscheide dich, dazuzugehören.

Event und Verkündigung sind vielleicht sehr weit auseinander oder eben doch auch nicht.

Vielleicht kann man es auf folgende Kurzformel bringen: Verkündigung kann sich nicht im Event erschöpfen, doch für manche ist der Event der Beginn und ein Teil der Verkündigung.

Pfarrer Ulrich Kotzur ist Diözesan-Jugendseelsorger im Erzbistum Berlin



Jutta Blümel

VERKÜNDIGUNG IM ALLTAG

Alltag heißt: im ganz normalen Wahnsinn, in der Routine des Alltags, in der Banalität des Alltäglichen, ohne lange Vorbereitung, Suche nach Texten ...

Aber was heißt Verkündigung: wen oder was verkündigen wir nebenbei, bewusst oder schaffe ich zufällig eine Situation, in der die Kunde von Gott angebracht ist und Menschen berühren kann?

Vier Situationen ausgewählt – jenseits von gottesdienstlichen Formen und außerhalb von heiligen Räumen, mitten im Alltag.

DER STERNSINGERSEGEN Es ist Ende Februar in einer katholischen Einrichtung auf der Verwaltungsetage, ein langer Gang mit vielen Bürotüren. Ich habe gleich eine Sitzung mit KollegInnen, die angereist sind, im Kopf spule ich die Checkliste mit gefühlt 1000 Dingen ab. Irgendwo höre ich eine Stimme: »Sind sie nicht von der Seelsorge?« »Ja« »Haben Sie noch den Segen?« »Wie meinen Sie das?« »Na, die Klebestreifen.« »Jetzt kann ich nicht, aber morgen, ich melde mich bei Ihnen.« Am nächsten Tag wollen noch vier andere Büros den Sternsingersegen haben. Ich komme mit den Mitarbeitenden ins Gespräch, erkläre das Wort »Segen«, erzähle die Geschichte der Hl. Drei Könige und von der Tradition der Sternsinger, spreche ein Gebet und bringe den schwarzen Klebestreifen an.

VERKÜNDIGUNG ZWISCHEN SCHREIBTISCHEN UND PC



DER ENGEL IM GARTEN Er ist mein Abschiedsgeschenk aus St. Otto aus dem Jahr 2003, eingemauert in meinem Garten, umgeben von einigen kleinen Windlichtern und viel Efeu. Es ist für mich zu einem festen Ritual geworden, am Ende eines Arbeitstages Kerzen an diesem Engel zu entzünden, an die Menschen zu denken, die mir begegnet sind, mir ihr Vertrauen im Gespräch geschenkt haben. Viele müssen in ihrem »Lebensrucksack« Schweres tragen. In dieser Weise kann ich den Tag gut abschließen und alles in Gottes Hände (zurück-)legen. Wenn ich bei manchen schwierigen Gesprächen am Krankenbett spüre, dass es dem Patienten gut tun könnte – jenseits seines religiösen oder kulturellen Hintergrundes –, erzähle ich von meinem Engel und frage: »Darf ich für Sie heute abend eine Kerze anzünden?« – Stille – Manchmal kullert eine Träne, »Danke«, »Das hat noch nie jemand für mich gemacht«. Auch Patienten, die keinen Bezug zu Gott haben, spüren in diesem Moment, hier steht jemand an meiner Seite. Es kommt vor, dass Patienten bei einem der nächsten Besuche sagen, könnten Sie noch mal eine Kerze anzünden für mich. **VERKÜNDIGUNG IN UNSICHERHEIT UND HOFFNUNGSLOSIGKEIT**

Um was geht es?
 Es geht nicht um Stimmung,
 sondern um seine Stimme.
 Es geht nicht um Rührung,
 sondern um seine Berührung.
 Es geht nicht um Weltflucht,
 sondern um seinen Einzug in die Welt.
 Es geht nicht um Geschenke,
 sondern um sein Geschenk an uns!
 Es geht um SEINE Anknunft bei mir
 und um MEINE ANKNUNFT bei ihm.
 Das ist ADVENT.

Inge Keller

ADVENT Es ist eine Arbeitssitzung mit 20 Personen, die in verschiedenen Bereichen Personalverantwortung haben und große Budgets verwalten. Es ist ein langer Konferenztisch, an der Kopfseite ist die Leinwand mit den Projekttabellen; Titel des Projektes, wer ist verantwortlich, bis wann soll was erreicht werden, wie hoch die Kosten, wie wird dokumentiert, evaluiert. Jede Sitzung fängt mit geistlichem Impuls an. Im Advent habe ich gebeten, mehr Zeit für den geistlichen Impuls zu bekommen. Auf dem hinteren Teil des Tisches hatte ich Karten mit verschiedene Motiven ausgelegt: Weihnachtskarten mit Krippen und Winterwald, Weihnachtsmännern und Engeln, Rentieren und Texten. Die Mitarbeitenden gebeten, sich um den Tisch zu setzen und sich eine Karte auszusuchen, die für ihr persönliches Weihnachten passt. Man hat erzählt, welche Bedeutung Weihnachten hat, wie man früher gefeiert hat und jetzt mit der eignen Familie, mit Gottesdienst und ohne. Die letzte Mitarbeiterin in der Runde hatte sich den Text »Um was geht es?« ausgesucht, las ihn vor und fügte noch einige persönliche Gedanken hinzu. Danach war Stille, man ging auf seinen Platz zurück, der Beamer mit den Projekttabellen wurde aktiviert, die Sitzung ging weiter bzw. fing richtig an. **VERKÜNDIGUNG INMITTEN VON MESSBAREN ERFOLGEN UND ZU ERBRINGENDEN LEISTUNGEN.**

DER STERN Aus der Katholischen Studierendengemeinde Edith Stein sind über viele Jahre Studierende in die JVA Tegel gegangen und haben dort am Sonntag den Gottesdienst mitgefeiert und mit den Gefangenen gefrühstückt und diskutiert. Im Advent wurden an einigen Orten Plätzchen gebacken, die Studierenden haben 90 große Tüten für die Gefangenen gepackt. Eine Lehrerin hat mit ihren Religionskindern Sterne gebastelt und kleine Anhänger. Manche Schüler haben etwas geschrieben: »Warum bist du denn im Gefängnis?« » Kann ich dich besuchen?« Menschen, wildfremde Menschen haben für die Gefangenen etwas gemacht: Frauen, Senioren, Kinder, Junge Leute. Im dritten Jahr hatten wir keine Sterne an den Tüten. Ein Häftling meinte: »Ist nicht schlimm. Ich hab den Stern noch vom letzten Jahr, er hängt an meinem Fenster.« »Hat er ihnen so gut gefallen?« »Nein, aber es ist etwas von draußen.« **VERKÜNDIGUNG INMITTEN DES GEFÜHL: ICH BIN VERGESSEN**



Jutta Blümel, Pastoralreferentin seit 1982 in der Pastoral auf Gemeinde- und Dekanatsebene (Arbeiterpfarrei, Kurstadt, Dorf), in der Kategorie Seelsorge (Studierende, Krankenhaus) und in der Beratung ((Kirchliche Organisationsberatung, Supervision, Mediation) im Erzbistum Berlin.

Walter Plümpe

»LEBENSFREUDE IN DER ABSTINENZ«

DER NEUE GEISTLICHE BEIRAT FÜR DEN KREUZBUND DIÖZESANVERBAND BERLIN E.V., PFARRER BERNHARD TÖPFNER, WILL »EINFACH DA SEIN FÜR ALLE GUTEN WILLENS«

Berlin. Seit wenigen Monaten ist er als neuer Geistlicher Beirat für den Kreuzbund Diözesanverband Berlin ehrenamtlich aktiv: Pfarrer Bernhard Töpfner (70), bis zum Sommer Seelsorger in der Kirchengemeinde »St. Hedwig« in Buckow-Müncheberg.

»Als Geistlicher Beirat begleiten und unterstützen Sie die Aktivitäten des katholischen Selbsthilfeverbandes und stehen für persönliche und seelsorgliche Gespräche für deren Mitglieder zur Verfügung«, heißt es im Ernennungsschreiben von Erzbischof Heiner Koch. »Zu Ihren Aufgaben gehört es ferner, im Rahmen Ihrer Möglichkeiten an Tagungen des Kreuzbundes teilzunehmen sowie Heilige Messen zu feiern und geistliche Impulse anzubieten.«

Pfarrer Töpfner, selber seit 32 Jahren trockener Alkoholiker, bringt seine neue Aufgabe für die 525 Mitglieder bildhaft so auf den Punkt: »Ich möchte Landeplatz für die Liebe Gottes bei den Menschen sein können.« Dazu will er den Weggefährten Lebens- und Glaubenshilfen anbieten und möglicherweise einer der Mitmenschen sein, die manchmal auch als »Engel« bezeichnet werden. Außerdem wünscht er, dass der Kreuzbund in den Kirchengemeinden als Ort kirchlichen Lebens wahrgenommen wird und so auch der Gedankenaustausch zwischen den Gemeinden und dem Selbsthilfeverband unter dem Mantel der Caritas gefördert werden kann. »Ich stehe noch am Anfang und ich gehe meine neue Aufgabe mit unendlicher Offenheit an.«

Menschen unterschiedlichsten Glaubens erwarten Bernhard Töpfner in den 46 Gruppen des Erzbistums. Die Bindung an die Kirche hat nicht unbedingt erste Priorität; doch will er Seelsorger für alle Weggefährten sein. Auch das relativ hohe Durchschnittsalter der Mitglieder im Erzbistum beschäftigt ihn. Darum tangiert »Mitgliederpflege« und Werbung für den Verband auch seinen Dienstbereich. Das gelingt seiner Erfahrung nach am besten durch persönliche Begegnungen und Gespräche. »Ich bin nicht für Sitzungen da, sondern will in persönlichen Begegnungen Gesicht zeigen und meine Chancen als Seelsorger nutzen.« Eine stärkere Wahrnehmung des Kreuzbundes seitens der »Kirche von oben wie von unten« sieht er als unverzichtbar an, um als Ort kirchlichen Lebens zu wachsen.

Im Kreuzbund sollte das Christentum als »Heilungsreligion« erfahrbar sein. Seelsorge an Alkohol- oder Drogenkranken ist auf Heilung des ganzen Menschen ausgerichtet, auf seine leibliche, seelisch geistige und soziale Existenz. So steht es in einer Konzeption des Bundesverbandes. »Orientierung für das seelsorgliche Handeln im Kreuzbund geben das biblische Zeugnis sowohl des Alten wie des Neuen Testaments und die christlich-kirchliche Tradition der Nächstenliebe. Daraus ergibt sich der Anspruch, die Eigendynamik der Abhängigkeitserkrankung zu berücksichtigen, die Krankheit des Einzelnen als ›Zeichen der Zeit‹ zu erkennen und darauf Antworten zu suchen.« In diesem Rahmen sind die bischöfliche Beauftragung und die Verbindung mit dem Deutschen Caritasverband von großer Bedeutung.



*Suchtkranke und ihre Angehörigen
können mit ihrer Kraft
das geistliche Leben bereichern.*



Die Inspiration und Motivation für Seelsorger in der Suchtselbsthilfe ist treffend formuliert im ersten Satz der Pastoralkonstitution »Gaudium et Spes«: »Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten aller Art, sind auch Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger Christi.« Der Mensch in seiner ganz konkreten Lebenssituation kommt hier in den Blick, auch die Probleme und eventuell das Scheitern.

»Mach es wie Gott, werde Mensch!« ist einer der Leitsätze des neuen Geistlichen Beirates. Als »Ruheständler«

ab Sommer und als früher von der Abhängigkeit selbst Betroffener kann er glaubwürdig vorleben, wie der Glaube hilft, sich mit der Krankheit auszusöhnen. »Um eine abstinenten Lebensführung zu erreichen und aufrechtzuerhalten, ist der Glaube eine starke Hilfe, auch wenn er immer noch entwicklungsfähig ist.« Die Selbsthilfe- und Helfergemeinschaft des Kreuzbundes orientiert sich daher am Leben und Handeln Jesu. Sie ist offen für jeden Menschen, der direkt oder indirekt von einer Abhängigkeit betroffen ist oder sich in diesem Problemfeld engagiert. »Wir machen dabei keine Unterschiede in Religion, Hautfarbe, Stand oder Herkunft.«

Mit Einfühlungsvermögen Brücken bauen zu dieser Gruppe, die nicht gerade im Mittelpunkt kirchlichen Blickfeldes steht, das strebt der Seelsorger Bernhard Töpfner an. »Suchtkranke und ihre Angehörigen können mit ihrer Kraft das geistliche Leben bereichern«, ist er sich sicher. Er sieht seine Weggefährten nicht nur als Nehmende, sondern mehr noch als Gebende, die mit ihren Begabungen das geistliche Leben im Verband und in den Gemeinden



Foto: Walter Plümpe

Pfarrer Bernhard Töpfner ist weiterhin als Seelsorger unterwegs – jetzt im ganzen Erzbistum.

bereichern. »Geistliche Beiräte in der Suchtselbsthilfe verstehen sich in der Begegnung mit Betroffenen und Angehörigen nicht zuletzt auch als Empfangende auf einem gemeinsamen Lebens- und Glaubensweg.« So formuliert es die praktisch-theologische Grundorientierung des Kreuzbundes.

Als katholischer Verband wurde er 1896 von Pfarrer Josef Neumann gegründet. St. Johannes der Täufer wurde zum Schutzpatron gewählt. Die ursprüngliche Trinkerfürsorge – verbunden mit Sühnegedanken und Opfergesinnung – hat sich zur Selbsthilfe für Abhängigkeitskranke und ihre Angehörigen gewandelt. Um sich mit ihrer je eigenen Betroffenheit auseinanderzusetzen, stehen die Mitglieder auch nach außen zu ihrer Krankheit. Die Gruppe ist dabei der Kern des Kreuzbundes.

Sie arbeitet im Rahmen der Gemeinschaft eigenverantwortlich. Jedes Kreuzbundmitglied kann nach eigenem Ermessen bestimmen, wann, wo und wie lange es die Grup-

pe besuchen und dem Kreuzbund angehören will. Alle Bemühungen der Gemeinschaft verfolgen das Ziel von »Lebensfreude in Abstinenz« für die Abhängigkeitskranken, gleichermaßen »Zufriedenheit und Entfaltung der Persönlichkeit«.

Aus diesem Selbstverständnis des Kreuzbundes als Selbsthilfe- und Helfergemeinschaft erwächst sein gesundheits- und gesellschaftspolitischer Auftrag: Interessenvertretung der Mitglieder, Forderung und Förderung präventiver Maßnahmen, Angebote suchtpolitischer Initiativen und Aufklärungsarbeit. Die Ehrenamtlichkeit bildet dazu das Fundament des gemeinnützigen Vereins. Die Finanzierung der wenigen Hauptamtlichen im Bundesverband erfolgt aus Eigenmitteln und aus zweckgebundenen Mitteln öffentlicher und kirchlicher Stellen. Durch Öffentlichkeitsarbeit gibt der Kreuzbund den abhängigkeitskranken Menschen und ihren Angehörigen eine Lobby. Kooperationspartner sind in erster Linie der Deutsche Caritasverband, Gesundheitskassen, Rentenversicherungen und die Katholische Sozialethische Arbeitsstelle der Deutschen Bischofskonferenz.

Seinen Sitz hat der Kreuzbund Diözesanverband Berlin e.V. in der Tübinger Straße 5 in 10715 Berlin. (Telefon: 030 – 8578 4380; Mail: info@kreuzbund-berlin.de). Für den Austausch zwischen den Gruppen werden das Jahr hindurch mehrtägige Seminare angeboten. So zum Beispiel das Seminar »Liebe, Lust und Lebensfreude in der Abstinenz«, in dem nach Werten für Partnerschaft und Wegen zum Lebensglück gesucht wird. In anderen Seminaren wird thematisiert: »Umgang mit Angst und Gefühlen«, »Kraft der Gedanken« und »Achtsamkeit in der Abstinenz und in der Beziehung«. Weitere Seminare laden besonders Senioren ein: »Da geht noch was! Neue Herausforderungen im Alter«. Vorwiegend für Angehörige: »Die fünf Freiheiten von Virginia Satir« oder mit dem neuen Geistlichen Beirat »Sich verändernde Kirche – zwischen verändern und bewahren«.

Zum weiteren Kennenlernen bieten sich im Rahmen der Alkoholfreien Familienfreizeit Veranstaltungen an wie Osterbrunch, Eisbeinessen, Weihnachtsmarktfahrt, Heiligabend und Silvester beim Kreuzbund. Für diese und weitere Termine finden sich Informationen unter www.kreuzbund-berlin.de. »Es geht um das Leben in seiner ganzen Fülle«, sagt Pfarrer Töpfner. »Wir nutzen unsere Chancen, wir nehmen unser Leben in die Hand und wir sind Kirche.«

So kann der Kreuzbund zum Geistlichen Prozess »Wo Glauben Raum gewinnt« beitragen, indem er Türen öffnet und Leben teilt. Achtsames und respektvolles Zuhören sind dazu die ersten Schritte. Die Vision vom neuen Geistlichen Beirat des Kreuzbundes Berlin ist die gleiche wie aus seiner Zeit als Pfarrer in Müncheberg: »einfach-da-zu sein-für-alle, die guten Willens sind«.

Der Autor ist Mitglied der Pfarrei Heilige Familie, Prenzlauer Berg und schreibt für kirchliche Publikationen.

Alfred Herrmann

»KINDER BLEIBEN KINDER ZU JEDER ZEIT«

DIE SCHULLEITERIN DER THERESIENSCHULE, ANNALIESE KIRCHBERG, VERABSCHIEDET SICH NACH 29 JAHREN IN DEN RUHESTAND

»Das da ist doch ein anderes Grau als hier oben? Das ist doch viel heller?«
Annaliese Kirchberg zeigt mit ihrer Hand auf einen etwa fünf Zentimeter breiten Streifen kurz über der Fußleiste. Noch einmal macht sie am späten Nachmittag einen Gang durch die neue Mensa. Am nächsten Tag steht die Abnahme des Neubaus an. Noch werkeln die Arbeiter auf dem Hof, verlegen die letzten Steine, und auch die bemängelte Wand soll noch einen weiteren Anstrich bekommen.



Die neue Mensa bildet das letzte Puzzleteil, den Schlussstein, den letzten Neubau, den Annaliese Kirchberg an der Theresienschule in Berlin-Weißensee abnehmen wird. Am Ende dieses Schuljahres geht die 65-jährige Schuldirektorin in den Ruhestand. Als sie im August 1989 die Leitung der heute 124. Jahre alten Schule übernahm, befand sich diese noch in den Räumen der Herz-Jesu-Gemeinde an der Schönhauser Allee in Berlin-Prenzlauer Berg und war die einzige katholische Oberschule der DDR, an der ein staatlich anerkanntes Abitur erlangt werden konnte. 91 Schülerinnen besuchten zu dieser Zeit die vier Klassen umfassende Mädchenschule, unterrichtet von elf Lehrerinnen und Lehrern in Voll- und Teilzeit.

Heute sind es rund 650 Mädchen und Jungen und 60 Lehrerinnen und Lehrer. Aus der DDR-Oberschule, die ab der neunten Klasse Schülerinnen aufnehmen durfte, ist wieder ein grundständiges Gymnasium geworden, das Kinder ab der fünften Klasse besuchen können. 1991 zog die Theresien-Schule nach Berlin-Weißensee, gleich neben die katholischen Pfarrkirche St. Joseph in der Behaimstraße. Unter Kirchbergs Leitung wurden die alten Gebäude komplett saniert und modernisiert. Hinzu kamen ein dreistöckiger Neubau mit Räumen für die naturwissenschaftlichen Fächer, ein Sportplatz sowie eine moderne Turnhalle. Und nun die neue Mensa: »Bauseitig sind wir jetzt erstmal voll ausgebaut«, betont die Noch-Schulleiterin zufrieden.

Wenn sich Annaliese Kirchberg in den Ruhestand verabschiedet, geht mit ihr ein großes Stück Berliner Schulgeschichte. Kirchberg, in Dingelstädt im katholischen Eichsfeld aufgewachsen, erlebte zwei Bildungssysteme, unterrichtete an einer staatlichen Oberschule in Berlin-Hohenschönhausen, wurde Rektorin der einzigen anerkannten katholischen Oberschule, transformierte diese im laufenden Betrieb zu einem grundständigen Gymnasium im Schuldenken des vereinigten Deutschlands. Sie sei in all den Jahren nicht nur Lehrerin für Deutsch und Englisch sowie Schulleiterin gewesen, sondern auch Fundraiserin, Sanierungssachverständige, Bauleiterin, Handwerkerin, schmunzelt sie. Sie liebt es, zuzupacken, und man glaubt es ihr sofort, wenn sie sagt: »Statt mit Puppen zu spielen, habe ich mir in der Werkstatt meines Opas lieber einen Ölwechsel unterm LKW angeschaut oder Schweißen gelernt.«

»Solo dios basta«

Die Schülerinnen und Schüler der Theresienschule haben auch die Außenwand der neuen Mensa entworfen und gestaltet.

DIE EINZIGE KATHOLISCHE MÄDCHENOBERSCHULE IN DER DDR

Doch nochmal von vorne: »Wir sind die einzige katholische Mädchenschule von der Elbe bis nach Wladiwostok.« Kirchberg lacht, während sie das beliebte Bonmot von Pfarrer Norbert Kaczmarek aus DDR-Zeiten zitiert. Ob das wirklich zutraf, wisse sie nicht genau, gibt sie zu, aber es mache die besondere Stellung der Theresienschule deutlich. Gleich nach Ende des Zweite Weltkrieges, am 1. Juni 1945, ergriff Schwester Marie Julie von den Schwestern Unserer Lieben Frau die Chance und begann, in der 1941 im nationalsozialistischen Deutschland zwangsweise geschlossenen katholischen Schule wieder Mädchen zu unterrichten. Ihre Initiative wurde belohnt. Bereits am 8. Februar des Folgejahres kam der Beschluss der vier Alliierten Stadtkommandanten – also auch des sowjetischen –, dass die bereits eröffnete Privatschule ihre Tätigkeit offiziell fortsetzen darf. Diese Genehmigung von höchster Stelle bildete die Lebensversicherung der katholischen Schule bis zum Fall der Mauer.

Allerdings hinderte das die DDR-Lenker nicht daran, der Schule beständig Steine und Knüppel in den Weg zu legen. Die Repressionen des Staates führten zur Angst, doch einmal geschlossen zu werden, den Hort einer sonst unmöglichen Freiheit zu verlieren. Sie zwangen damit die Schulverantwortlichen und



Sie hat vorgelebt, dass es wichtig ist, sich als Katholiken in diesen Staat einzumischen.



Lehrer zu einer besonderen Disziplin der Verhaltensunauffälligkeit, immer im Bewusstsein, im Visier des Staates zu stehen. Zum Zeitpunkt der Wende sollte sich das als eine Hypothek entpuppen, die bei den Schülerinnen im Freiheitsrausch für große Enttäuschung und Frust sorgte.

Dennoch ließ die SED das religiöse Profil der Schule zu. Jeder Tag begann mit einem Gebet, vor dem Mittagessen im Pfarrsaal wurde Gott gedankt, immer donnerstags um acht Uhr feierten die Mädchen die Messe und einmal im Monat einen ökumenischen Gottesdienst. Es gab Religionsunterricht von Pfarrer und Vikar für die katholischen und vom Pastor für die evangelischen Mädchen.

Der Staat sah durchaus auch seine Vorteile in der sonst gerne mal unter dem Teppich gehaltenen »Ausnahme«-Schule. So bot die konfessionelle Exotin den sozialistischen Diktatoren die Möglichkeit, unliebsame evangelische Pastorentöchter und damit Querdenker von staatlichen Schulen fernzuhalten. Und wenn es der DDR-Obrigkeit ins Konzept passte, nutzte sie die Theresienschule zum Beispiel als Feigenblatt in der Außenpolitik. Als 1975 Erzbischof Agostino Casaroli, der »Außenminister« des Vatikans, in die Hauptstadt der DDR kam, wollte er natürlich auch die einzige katholische Oberschule sehen. Ein Besuch mit Konsequenzen, denn ab da durfte die Theresienschule, in der zu dieser Zeit nur noch 45 vom Staat zugelassene katholische und evangelische Mädchen unterrichtet wurden, wieder mehr Schülerinnen aufnehmen.



Schulleiterin
Annaliese Kirchberg

»NICHT DEN ANDEREN DAS FELD ÜBERLASSEN«

Katholische Schule und SED-Diktatur, das passte eben nicht zusammen. Ein Staat, der das sozialistische Menschenbild mit aller Macht in die Köpfe der Gesellschaft pressen wollte und eine Schule, die sich dem christlichen Menschenbild verpflichtet fühlte. Warum sie als bekennende katholische Christin dennoch Lehrerin in der DDR geworden ist, begründet Kirchberg mit dem aktiven Zeugnis einer Lehrerin in ihrer Heimat Dingelstädt. »Sie hat vorgelebt, dass es wichtig ist, sich als Katholiken in diesen Staat einzumischen und nicht den anderen das Feld zu überlassen«, erklärt sie ihre Berufsentscheidung, »sie hat sich als Katholiken für Kinder engagiert und sie ins Leben geführt mit einem geradlinigen Menschenbild als Christin.«

So verließ Kirchberg nach ihrem Abitur in Worbis das Eichsfeld und studierte in Jena Diplom-Fachlehrerin für Englisch und Deutsch. Als Sprecherin der Katholischen Studierendengemeinde habe sie Demokratie eingeatmet und wurde frisch ausgebildet ausgerechnet an eine Schule in Berlin-Hohenschönhausen versetzt – unweit des berüchtigten und verborgen gehaltenen Stasi-Gefängnisses. Die Eltern ihrer Kinder arbeiteten im Ministerium des Innern, im Ministerium für Staatssicherheit oder bei der NVA. »An dieser Schule war ich unter Kontrolle«, meint Kirchberg heute lapidar. Ziel ihrer Klassenfahrten blieb das Eichsfeld, mit seinen zahllosen Wegkreuzen und katholischen Landwirten.

Der Wechsel an die Theresienschule kam für die Lehrerin überraschend. Berlins Bischof Joachim Kardinal Meisner lud sie im November 1988 zum Gespräch und unterbreitete ihr das Angebot, die Leitung der katholischen Oberschule zu übernehmen. »Es lag zu dieser Zeit eine ganz merkwürdige Stimmung über unserem Land. Immer mehr stellten einen Ausreiseantrag. Es wurde immer leerer in meiner Schule. Ich hatte nicht mehr das Gefühl, dass ich die Schüler noch er-

Statue der
hl. Theresa von Avila,
Schutzpatronin
der Theresienschule





Friedensgebet, Montagsdemos, die Gründung von Neuem Forum, Demokratie Jetzt, Demokratischen Aufbruch – da waren auch Eltern der Schülerinnen beteiligt, die natürlich mit und für ihre Eltern kämpfen wollten.



reichte und war satt«, erzählt sie von diesem Übergang. Sie habe damals hin und her überlegt, ob sie selbst in den Westen geht oder bleibt. Ihre Eltern lebten im Eichsfeld, ihre Schwester bereits in West-Berlin. »Das Angebot, an diese Schule zu wechseln, war für mich ein Kompromiss, so dass ich wusste: ja, das machst du.«

FREIRAUM FÜR OFFENES DENKEN?

Mit dem Gedanken an die katholische Oberschule verband Kirchberg nämlich einen Freiraum für offenes Reden und Denken, den es an staatlichen Schulen nicht gab. »Ich dachte, jetzt kommst du in die totale Freiheit«, wurde sie jedoch von einer anderen Situation überrascht. »Stattdessen traf ich auf ein verängstigtes, übervorsichtiges, kleines Kollegium, das bis dahin allerhand durchzustehen hatte.« Diese Angst vor der Schließung, vor dem Nichts, in der Verantwortung für die Schülerinnen und deren Eltern lähmte die Schule zu einem Zeitpunkt, in dem sich die Menschen der DDR die Freiheit erkämpften. Der Ruck, der durch die Gesellschaft ging, er war eigentlich wie geschaffen für die katholischen Einrichtung, an der immer ein freier Geist wehen konnte und das Gebet zum Tagesablauf gehörte. Töchter von führenden Bürgerrechtlern wie Rainer Eppelmann, Jens Reich und Konrad Weiß besuchten die Schule.

»Friedensgebet, Montagsdemos, die Gründung von Neuem Forum, Demokratie Jetzt, Demokratischen Aufbruch – da waren auch Eltern der Schülerinnen beteiligt, die natürlich mit und für ihre Eltern kämpfen wollten.« Plötzlich wirkte die kirchliche Schule antiquiert. Ließ Veränderungen wie eine Wandzeitung nur sehr zögerlich zu, verbot ihren Schülerinnen, mit Transparenten an der großen Demonstration am 4. November auf dem Alexanderplatz teilzunehmen, verhielt sich kompliziert, als die Schülerinnen sofort am 10. November nach West-Berlin wollten. Immer noch herrschte die Angst vor politischen Verwicklungen, solange nicht klar war, wohin die Reise geht. »Die Schülerinnen waren frustriert, dass wir nicht voran geprescht sind in die Freiheit und uns nicht mehr zugetraut haben«, beschreibt Kirchberg die für die neue und noch junge Direktorin komplizierte Situation in einem Moment großer Weltgeschichte.

Danach veränderten sich ihre Schule und ihr Berufsfeld rasant. Die Lehrpläne wurden quasi von einem Tag auf den anderen umgekrempelt, insbesondere was die geisteswis-

senschaftlichen Fächer und Sprachen betraf. Erste Unterstützung kam von den katholischen Gymnasien im Westteil. Das Canisius-Kolleg stellte zwei Lehrer ab, die nun im Osten Geschichte, Politik und Religion unterrichteten. Andere besorgte Bücher und Lehrmittel. Die erste Klassenfahrt in den Westen ging im März 1990 auf Einladung nach Münster.

EIN NEUER GEIST

Bereits am Informationsabend für Neuanmeldungen im November 1989 wehte ein neuer Geist, erinnert sich Kirchberg. Der Gemeindesaal reichte nicht im Ansatz aus, um all die interessierten Eltern zu fassen. In der vollen Herz-Jesu-Kirche stellte sich Kirchberg den Fragen unter anderem dieser: »Wo sollen wir denn unsere Jungen hinschicken?« »Die Aufbruchsstimmung war fantastisch, die Schule explodierte förmlich, wir expandierten.« Schnell wurde deutlich, dass die beengten Räumlichkeiten der Vier-Klassen-Oberschule für eine wachsende Bildungsstätte für Mädchen und Jungen nicht ausreichten. Kirchberg spricht daher von »einem Geschenk des Himmels«, wenn sie an das neue Schulgebäude in Berlin-Weißensee denkt, das ab 1991 die Theresienschule beherbergen sollte, unkomplizierten Weg dorthin, Räumlichkeiten, direkt neben einer katholischen Kirche, in denen es vor dem Zweiten Weltkrieg bereits eine katholische Grundschule gab. Der Stadtbezirk war in den 80er Jahren überaltert, da die jungen Familien aus dem schwierigen Altbaubestand in die modernen Neubauviertel Marzahn und Hellersdorf zogen. Die ehemalige »Polytechnische Oberschule Weißensee Paul Becker« stand daher mangels Schüler leer und konnte so zur Heimstadt des katholischen Gymnasiums werden.

Mit der Wiedervereinigung kamen neue Ansprüche auf das ostdeutsche Lehrerkollegium der katholischen Schule zu. »Uns wurde von allen Seiten klar gemacht, dass unsere Berufsausbildung nicht ausreicht«, sieht Kirchberg den Umgang mit ostdeutschen Lehrkräften bis heute kritisch. Sie selbst musste noch einmal die Uni-Bank drücken. Von 1992 bis 1994 studierte sie parallel zu Lehrberuf und Schulleitertätigkeit 24 Semesterwochenstunden an der TU-Berlin, um erneut ihr Erstes Staatsexamen, diesmal westdeutscher Prägung, abzulegen. 2000 ging Kirchberg für ein Jahr, ein Sabbatical, in die USA, um an verschiedenen katholischen Schulen in Wisconsin und Washington etwas über Fundraising und modernes Schulmanagement zu lernen. »Was ich für die Theresienschule an Fundraising bewerk-

stellt habe – über 1,2 Millionen Euro konnte ich in den vergangenen 17 Jahren für unsere Bauprojekte einwerben –, wäre nie möglich gewesen, wenn ich nicht in dieser Zeit so viele Anregungen und Ideen und so viel Mut zugesprochen bekommen hätte«, erklärt sie zurecht ein wenig stolz. Mit vier Sponsorenläufen konnte die Schule rund 250.000 Euro sammeln. Hilfe für die Bauprojekte bekam sie vor allem von der Stiftung Maßwerk und dem Bonifatiuswerk der deutschen Katholiken.

»Ich bin immer mit den Anforderungen, die sich mir gestellt haben, mitgewachsen«, weiß Kirchberg, wovon sie spricht. Nicht nur die Sanierungsaufgaben und Neubauprojekte, auch die Veränderung von Kindern und Gesellschaft forderten sie heraus. Unter ihr gelang es, die Privatschule, was den Abiturschnitt betrifft, stets unter den besten zehn Schulen Berlins zu halten. Ein Plus der Schule bilde das breite Angebot, sei es musisch, naturwissenschaftlich, alt- oder neusprachlich. »Wir haben uns nicht auf einen schmalen Bereich spezialisiert.« Ausschlaggebend für die Eltern sei auch das christliche Profil. Wie vor 1989 feiert die gesamte Schule jeden Donnerstag, um acht Uhr die Schulmesse und einmal im Monat einen ökumenischen Gottesdienst. »Die Schüler tragen darin ihre Anliegen vor Gott und stellen damit ihre persönliche Situation und Probleme der Schulgemeinschaft anheim. Die Großen wissen damit, was die Kleinen bedrückt, und die Kleinen bekommen mit, was die Großen beschäftigt«, sieht Kirchberg ihre Schüler auch religiös wachsen.

Soziale Projekte, wie die Sockenaktion für die Suppenküche der Franziskaner Pankow zu Nikolaus, das verpflichtende Sozialpraktikum in der 10. Klasse, situative Initiativen zum Beispiel für Hochwasseropfer oder Flüchtlinge, und auch die Schulsanitäter der Malteser oder KSJ-Gruppen sollen die Theresienschüler in ihrer christlichen Persönlichkeitsformen. Und mit dem Forum Theresienschule, zu dem regelmäßig Persönlichkeiten aus Politik und Gesellschaft eingeladen werden, möchte die katholische Schule in ihren lokalen Bezirk hineinwirken.

GEGENWÄRTIGE HERAUSFORDERUNGEN

Heute würden Kinder vor allem von den familiären Problemen und den modernen Medien gefordert und oftmals überfordert werden, wird Kirchberg kritisch. Über 50 Prozent ihrer Schüler seien mittlerweile Scheidungskinder, lebten in Patchwork-Familien oder pendelten zwischen ihren getrenntlebenden Eltern. »Kinder bringen heute weniger Struktur mit, sehen sich mit extrem hohen Erwartungen ihrer Eltern konfrontiert, sind oftmals sehr verwöhnt aufgrund der hohen finanziellen Sicherheiten ihrer Eltern, erfahren zu wenig konsequente Erziehung«, sieht sie große Herausforderungen.

Was das Verhältnis zum Staat betrifft, weiß sie ihre Schule zunehmend gegängelt. Finanzielle Kürzungen, schwierige Fortbildungssituationen, ständig sich ändernde Rahmenbedingungen und Gesetze belasten den Schul-

betrieb. »Freie Schulen sind heute längst nicht mehr so frei«, stellt die Schulleiterin leidvoll fest. »Natürlich, wenn in den letzten Jahren über 100 freie Schulen in Berlin gegründet wurden, zeigt das eine große Unzufriedenheit der Eltern mit den staatlichen Schulen, was der Staat wiederum als Affront auffasst und daher restriktiv reagiert.«

Aber auch die Kirche wird von ihr kritisiert. Diese müsse mehr Verantwortung übernehmen. Sie bezeichnet es als eine »verpasste Chance«, wenn sie über die bislang vergeblichen Bemühungen um eine neue katholische Grundschule im Bezirk Pankow spricht. »Es stimmt mich sehr traurig«, sagt sie, »denn Jahr für Jahr kommen immer mehr Eltern auf unsere Schule zu, die ihre Kinder nicht einschulen können.« Kirchberg spricht allein von über 1.000 Kindern pro Jahr in Pankow und von den Zeichen der Zeit und von »Wo Glauben Raum gewinnt«. Bereits vor zwei Jahren habe sie sich daher an das Erzbistum gewandt. Immerhin beträgt der Anteil katholischer Kinder in den Klassen ihrer Schule mittlerweile über 50 Prozent. »Wenn jetzt eine Grundschule auf unserem Nachbargrundstück gegründet würde, hätten die Kinder der katholischen Kita neben an und die Familien in den vielen Neubauten in diesem bildungsbewussten Bezirk eine tolle Perspektive«, wird sie konkret. »Die Schule könnte unsere Turnhalle und den Sportplatz mitnutzen, das spart eine Menge Geld.«

»SOLO DIOS BASTA«

Zurück in der neuen Mensa: Schwarze Linien auf grauem Grund, keine ist wie die andere, mal gezackt, mal gerade, mal stark abgewinkelt, mal mit einer winzigen Richtungsänderung. »Diese Wand haben die Schüler entworfen und dann auch selbst gestaltet«, zeigt sich Kirchberg besonders berührt, dass es sich die Klassen nicht haben nehmen lassen, an ihrer neuen Mensa mitzuwirken. An der Außenwand auf dem Schulhof prangt ein großes Graffiti. Es braucht einen Moment, um die abstrakte, bunte Schrift zu entziffern: »Solo dios basta«, liest Kirchberg vor, »Gott allein genügt«, ein zentrales Wort der heiligen Teresa von Avila, der Schulpatronin.

Ruhestand, dieses Wort passt nicht zu einer Frau wie Annaliese Kirchberg. Sie will nach ihrem Abschied erst einmal Abstand gewinnen. »Australien, Neuseeland, Amerika und dann ist wahrscheinlich wieder Sommer und vielleicht habe ich dann wieder eine neue Idee oder auch zwei.« Sie habe es immer genossen, dazuzulernen, insbesondere von ihren Schülerinnen und Schülern. »Ich liebe Kinder, gerade wenn man sieht, wie sie sich entwickeln, wie sie anfangen, logisch zu denken, wie sie aufblühen, wenn sie merken, dass es da eine Vertrauensbasis gibt«, resümiert Kirchberg. Auf die Frage, ob sich Kinder allgemein in den letzten 40 Jahren verändert haben, meint sie lächelnd: »Kinder sind immer Kinder. Sie bleiben zu jeder Zeit dieselben fröhlichen, liebenswerten Rohdiamanten, die von uns viel Arbeit abverlangen, bis sie, so Gott will, als Diamant die Schule verlassen.«

Herrmann Fränkert-Fechter (Einleitung) und Johannes Drews (geistlicher Impuls)

»WANN HÖRT DIE NACHT AUF UND WANN BEGINNT DER TAG?«

EINBLICKE IN DIE ARBEIT EINES GEFÄNGNISSELSORGERS

Wenn man das Wirken eines Menschen über viele Jahre betrachten kann, erscheinen nicht selten Linien einer besonderen Begabung, Persönlichkeitsmerkmale, die in unterschiedlichen Situationen immer wieder erkennbar werden, Verhaltensweisen und Wertmaßstäbe, die einen Menschen prägen. Msgr.

Johannes Drews war an vielen Orten als Kaplan und Pfarrer tätig, aber mit keiner Aufgabe hat er sich so identifiziert wie mit der des Gefängnisseelsorgers. Seit 1988 ist er neben seinem priesterlichen Dienst in Premnitz in der Justizvollzugsanstalt in Brandenburg als Gefängnisseelsorger tätig. Pfarrer Drews hat die üblen Verhältnisse in dieser Anstalt zu DDR-Zeiten miterlebt, er war bei der Etablierung der Gefängnisseelsorge in den Neuen Bundesländer maßgeblich beteiligt und hat über viele Jahre den Arbeitskreis der Gefängnisseelsorge im Erzbistum Berlin geleitet. Nichts ist ihm so wichtig wie Respekt und Achtung für Menschen in den Justizvollzugsanstalten. Das hat er immer wieder von der Gefängnisverwaltung eingefordert, in öffentlichen Diskussionen kundgetan und in Bistumsgremien vermittelt. Respekt und Achtung ist der Schlüssel für seinen seelsorglichen Umgang mit den Gefangenen. Und es ist die besondere Begabung von Johannes Drews, dies in den Seelsorgegesprächen spürbar werden zu lassen.

Gefängnis-
seelsorger
Msgr.
Johannes
Drews



Foto: Peter Klamm

Den Kolleginnen/en gibt Pfarrer Drews einen geistlichen Impuls:

Ein Rabbi fragt seine Schüler, wann die Nacht aufhöre und der Tag beginne. Einer der Schüler antwortet: »Beginnt der Tag, wenn man einen Zwetschgenbaum von einem Pfirsichbaum unterscheiden kann?« Der Rabbi verneint. Ein zweiter Schüler antwortet: »Beginnt der Tag, wenn man einen Esel von einem Hund unterscheiden kann?« Wieder verneint der Rabbi. Darauf drängen die Schüler den Rabbi: »Sag uns doch die richtige Antwort. Wann hört die Nacht auf und wann beginnt der Tag?« Der Rabbi antwortet: »Die Nacht hört auf, wenn du in ein menschliches Gesicht schaust, und es wird heller Tag, wenn du in diesem Gesicht deinen Bruder erkennst.«
Jüdische Legende

Ja, wir haben einen wunderbaren Job als Gefängnisseelsorger; wir können in ein Gesicht schauen und die Nacht aufhören lassen; wir können in ihm den Bruder erkennen und die Erfahrung machen, dass der Tag beginnt.

Nein, es ist nicht ein Job; nicht eine Arbeit, nicht eine messbare Leistung, sondern eher eine Lebenseinstellung, für die wir freigestellt sind, ein vom Geist Jesu geprägtes Denken und Tun, eine Spiritualität. Und daher ist unser Tun bei aller

Belastung auch ein Geschenk für uns. Wir dürfen Menschen, die gefangen sind, in Schuld und Verzweiflung begleiten; ihnen helfen, die Belastungen auszuhalten und die Situation anzunehmen.

Eine Begegnung ist für mich zu einer tiefen Erfahrung geworden:

Es war an einem Ostersonntag. Ich hatte nachmittags einen Gottesdienst in der JVA. Ein Beamter sprach mich an: »Wir haben einen Neuzugang. Der möchte sie unbedingt sprechen. Es scheint wichtig zu sein.«

Ich besuchte den Mann. Er war sehr nervös. Wir setzten uns, rauchten eine Zigarette und er begann zu erzählen: »Wir wurden gestern verhaftet, meine Freundin und ich. Es war furchtbar. Das SEK (Sondereinsatzkommando) stürmte unsere Wohnung. Sie hatten Maschinengewehre. Unsere beiden großen Hunde haben sie gleich erschossen. Die Hunde waren für uns sehr wichtig. Sie waren wie unsere Kinder. Dann haben sie uns verhaftet. Es ging um Drogen, nur kleine Mengen. Jetzt mache ich mir große Sorgen um meine Freundin. Wo ist sie? Sie ist sicher total verzweifelt. Hoffentlich tut sie sich nichts an. Können sie bitte herausbekommen, wo sie ist und eventuell mit ihr sprechen? Bitte!«

Es war schon Abend geworden. Ich konnte noch herausbekommen, dass die Frau in der Asklepios Klinik ist. Am Ostermontag fuhr ich morgens zu ihr. Sie lag in einem Zimmer im Bett. Ein Fuß war am Bett gefesselt. In einer Ecke des Zimmers saßen zwei Beamte und lasen Zeitung. Ich ging auf die Frau zu, setzte mich neben sie auf einen Stuhl und sprach sie an. Die Frau war total zerstört, hatte Tränen im Gesicht, war ablehnend, drehte sich immer wieder weg, wollte niemand an sich heranlassen. Ich erzählte von dem Gespräch mit ihrem Mann; bestellte ihr Grüße; sagte ihr, dass er sie liebe; dass er sich Sorgen um sie mache; dass sie sich nichts antun soll. Ich berührte ihre Hand. Sie zog sie weg. Sie wollte keinen Kontakt zulassen. Erst nach langer, langer Zeit gewann sie etwas Zutrauen, schaute mich an und begann schluchzend zu erzählen. Als ich nach etwa einer Stunde mich verabschiedete, schon in der Tür stand, schenkte sie mir ein Lächeln und fragte leise: «Kommen sie wieder?»

Für mich war diese Begegnung eine echte Ostergeschichte. Jemand, der ganz in Finsternis gefangen war, seinem Leben ein Ende setzen wollte, öffnete sich wieder, wischte die Tränen aus dem Gesicht, beginnt zu lächeln, schöpft neue Hoffnung.

Auferstehung – Christusbegegnung.

JOHANNES DREWS wird im Herbst 2018 nach fast 30 Jahren Dienst als Gefängnisseelsorger in der JVA Brandenburg in den Ruhestand treten.

Wir wünschen eine frohe und weiterhin aktive Lebensphase, Gesundheit und Gottes Segen.

Wir sind dankbar für seinen großartigen Dienst in der kategorialen Seelsorge.

Hermann Fränkert-Fechter



*Die Nacht hört auf, wenn du in ein
menschliches Gesicht schaust,
und es wird heller Tag, wenn du in diesem
Gesicht deinen Bruder erkennst.*



Pfarrer Stefan Friedrichowicz

CAFÉ RÜCKENWIND

EINE BEGEGNUNGSSTÄTTE FÜR STRAFFÄLLIG-GEWORDENE –
EINE KONTAKTSTELLE ZWISCHEN DU UND ICH

Foto: Hermann Fränkert-Fechter



Die Justizvollzugsanstalt Tegel ist ein besonderer Ort, weil hier straffällig gewordenen Männer stündlich auf ihre Behandler und Bewacher treffen: Sozialarbeiter, Bedienstete, Sicherheitsleute, Verwaltungsbeamte, Meister in den Arbeitsbetrieben, Psychologen, Seelsorger, Ärzte ... – die allermeisten Personen haben zu den allermeisten Inhaftierten ein dienstabhängiges, kritisches oder auch steriles Arbeitsverhältnis, man könnte auch sagen: eine professionelle Distanz! Fast kein Bediensteter grüßt einen Inhaftierten auf dem Hof zurück. Es herrscht Funkstille!

Man gewinnt den Eindruck: jeder lebt mehr oder weniger für sich. Nur – während die Inhaftierten auf die ersehnte Entlassung hoffen, sehnen sich inzwischen viele Beamten nach ihrer Pensionierung.

Was macht das mit den Inhaftierten? Es macht sie einsam. Sie sind auf ihre oft unfertige Persönlichkeit zurückgeworfen. Sie kochen sozusagen im eigenen Saft. Das macht den einen gemein, den anderen aggressiv, einen dritten depres-

Tor 1 der JVA
Berlin-Tegel

siv, der vierte betrügt Mitgefangene – und manche geben im Laufe ihrer Haft einfach auf und hängen sich weg.

Diese oft trostlosen Lebensvollzüge und meine Arbeit mit den Inhaftierten haben mich im Laufe meiner Tätigkeit als Seelsorger ein paar wichtige Erkenntnisse gelehrt:

1. ICH KANN NICHT DEIN LEBEN LEBEN!

»Herr Pfarrer, was soll ich machen, ich habe wieder Post vom Gericht bekommen. Mir platzt der Kopf. Ich habe keine Kraft mehr.«

Ich setze mich mit dem Inhaftierten in meinen Besprechungsraum. Es gibt zunächst einmal einen Kaffee. Dann höre ich zu. Ich versuche mich dabei in seine Gefühle, in seine Gedanken, in seine Wut und auch in seine Ängste irgendwie hineinzusetzen. Ich frage mich, ob er zu mir wirklich ehrlich ist, oder ob er mich nur ›anschiebt‹. Wenn ich einen Kontakt zu einem ihm vertrauten Menschen herstellen soll, versuche ich es. Bei diesen sich wiederholenden Gesprächen lerne ich den Mann besser kennen. Falls er sich innerlich öffnen kann und mir einen ›Blick‹ in seine Seele gewährt, kann das gegenseitiges Vertrauen wecken. Dadurch verändert sich langsam meine Wahrnehmung. Ich verstehe ihn besser. Ich kann nicht sein Leben leben. Und ich kann nicht seine Entscheidungen fällen. Aber er wird mir zum DU.

2. »DER MENSCH WIRD AM DU ZUM ICH«.

Seitdem mir das Wort von Martin Buber »Der Mensch wird am Ich zum Du« aufgegangen ist, höre ich anders zu. Es schwingt in mir eine ›Berufung zur Verantwortung‹ für diesen Menschen mit. Er ist für mich nicht mehr nur ein Kasus, sondern mein Nächster. In mir beginnen Saiten zu schwingen, die etwa so klingen: »Was ihr dem geringsten meiner Brüder getan habt, habt ihr mir getan«. Kann es sein, dass in dieses seelsorgerliche Gespräch unter vier Augen Jesus selbst eintritt? Führt er mich gar? Ich spüre, wie bei mir der Druck nachlässt, etwas falsch zu machen. Manchmal schöpfe ich bei dem Gedanken ›Sein Werkzeug‹ zu sein Kraft aus dem Wort: »Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen«. Ich nehme die Menschen und ihr Leben mit in die Eucharistiefeier am Sonntag. Dabei ist mir die Stelle im II. Messkanon wichtig geworden, in der es heißt: »Vater, erbarme dich über uns alle, damit uns das ewige Leben zu Teil wird in der Gemeinschaft ...«. Wenn ich dabei in die Bankreihen der Gefängnis-kirche schaue, wird mir der Blick Jesu bewusst, den er bei vielen Gelegenheiten auf die Menschen seiner Umgebung

hatte. Sie waren doch auch zumeist von ihrem je eigenen, schweren Leben gezeichnet.

3. WUNDEN ALS AUSWEIS FÜR DAS EIGENE SCHICKSAL

In den Legenden des Hl. Martin wird berichtet, dass ihm einmal Jesus selbst erschienen sei. Er sah wunderschön aus. Aber etwas machte den Heiligen stutzig. Dieser Jesus hatte keine Wundmale an den Händen. Da rief er dem Traumbild zu: Zeig mir deine Wunden! Zeig mir deine Wunden! Er hatte keine! Es war ein teuflisches Trugbild, dass dann sofort verschwand. Zu den Ostererzählungen gehört die Begegnung des Thomas mit dem Auferstandenen. Dem Apostel Thomas zeigte Jesus nach seiner Auferstehung seine Wunden als Ausweis für sein Schicksal; erst jetzt war dem Thomas eine heilsame Begegnung mit dem Auferstandenen möglich.

4. CAFÉ RÜCKENWIND

Im Augustinusraum von St. Rita bereiten an jedem 2. und 4. Donnerstag im Monat Frauen und Männer aus dem Pastoralen Raum Reinickendorf Süd zusammen mit Ausgängern und ehemaligen Straffälligen eine reichhaltige Kaffeetafel vor. Es gibt selbst gebackenen Kuchen und belegte Brötchen. An der Fassade des Gemeindezentrums prangt derweil ein großes rot-weißes Plakat, dass herzlich zum Eintreten einlädt. Inzwischen kennen sich viele Café-Besucher schon recht gut. Neue Gäste werden stets herzlich begrüßt. Der Sinn dieses Cafés scheint sich herumzusprechen, denn andere Gemeinden, Freikirchen und Vereine, die sich der Straffälligenarbeit verschrieben haben, vernetzen sich mit uns. So tun sich plötzlich konkrete Angebote auf, wie z. B. Arbeit statt Strafe. Ehemalige Straftäter werden zu ehrenamtlichen Helfern bei der Reinigung der Pfarrkirche, bei der Speisenausgabe verschiedener Tafeln und der Pankower Suppenküche. Das Grillen, das Tische- und Stühletragen, den Einkauf für das Gemeindefest am 24.6.18 übernehmen ehemalige Knackis.

Solche organisatorischen Absprachen treffen wir im Café, bevor sich jedesmal ein thematisches Gespräch entspinnt, an dem sich viele lebhaft beteiligen. Manchmal hören wir jedoch auch von den inneren Anspannungen und äußeren administrativen Schwierigkeiten, denen sich ein frisch aus der Haft Entlassener ausgesetzt sieht. Karl sagt das so: »So etwas wie hier müßte es viel öfter geben!«

Pfarrer Friedrichowicz ist Gefängnisseelsorger in der JVA Tegel, Notfallseelsorger und neu ernannter Domkapitular.

Alexander Obst

SKM-BERLIN E.V. GEGRÜNDET

»SKM? Was für ein Verein ist denn das?« Diese Frage stellt sich mancher, der erfährt, dass es seit kurzer Zeit einen SKM-Berlin e.V. gibt. Der Verein wurde nämlich am 5. März 2018 in den Räumlichkeiten der Pfarrei St. Rita – Reinickendorf gegründet.

Foto: SKM e.V.



Die Gründungsmitglieder
des SKM e.V.

Die Abkürzung »SKM« steht für »Sozialdienst katholischer Männer«. Vielen ist der »Sozialdienst katholischer Frauen – SKF« ein Begriff, und tatsächlich hat sich der SKM auf der Grundlage der Ideen dieses Verbandes vor über hundert Jahren in Deutschland gegründet – allerdings mit dem Schwerpunkt der Männersozialarbeit, früher der »Männerfürsorge«. Bundesweit engagiert sich der Verband in der sozialen Arbeit (Wohnungslosenhilfe, Straffälligen- und Straftenshilfen, Männerberatung, Jugendhilfe, u.s.w.) Und diese Aufgabenbereiche waren auch der Grund dafür, ihn hier in Berlin als diözesane Untergliederung zu gründen.

Anlass war die in diesem Heft schon ausführlich vorgestellte Idee von Pfr. Stefan Friedrichowicz, in der kath. Gemeinde St. Rita ein Café für Inhaftierte, die ausgeführt werden, und für aus der Haft entlassene Männer aufzubauen.

So hat schon jetzt das Café »Rückenwind« alle zwei Wochen donnerstags zwischen 17.00 und 19.00 Uhr in St. Rita seine Pforten geöffnet. Pfr. Friedrichowicz, ehemalige Inhaftierte und eine kleine Anzahl von Gemeindegliedern organisieren das Café.

Pfr. Friedrichowicz und ich haben im Rahmen von Gefängnisseelsorgepraktika im Erzbistum Köln die Arbeit des SKM in der Straffälligenhilfe kennengelernt. So dachten wir, um dem Café eine tragfähige Struktur zu geben (verantwortliche Personen können versetzt oder mit anderen Aufgaben betraut werden), den SKM-Bundesverband anzufragen, ob er sich ein Engagement im Erzbistum Berlin vorstellen kann. Hier war der Kontakt der Männerseelsorge

im Erzbistum Berlin zum SKM-Bundesverband und zu dessen Generalsekretär Stephan Buttgerit hilfreich. Es war leicht, den SKM nach Berlin zu locken, denn auch er war an einer Präsenz im Erzbistum interessiert, am besten durch die Mitträgerschaft für ein konkretes Projekt.

Der neugegründete SKM-Berlin ist als Fachverband Mitglied im Caritasverband für das Erzbistum Berlin. So war Diözesancaritasdirektorin Prof. Dr. Ulrike Kostka, natürlich auch eines der Gründungsmitglieder des neuen Vereins. »Es ist ein Glückfall für die Caritas im Erzbistum Berlin, dass der SKM Berlin bei uns gegründet wird. Er ist aus einer wunderbaren Initiative für straffällig gewordene Männer entstanden und kann in Zukunft noch wichtige Akzente für die Männerarbeit setzen. Ich freue mich, mit dem Caritasverband am Aufbau des SKM mitwirken zu können.«

Vorerst geben erfahrene SKMler aus dem Bundesgebiet dem neuen SKM-Berlin etwas Starthilfe. Bis Vereinsmitglieder aus Berlin nachwachsen, haben Erhard Beckers und Heiner Coenen den Vorsitz bzw. den stellvertretenden

Vorsitz übernommen. Die Mitarbeit von Ehrenamtlichen ist eine tragende Säule des Vereins. So hoffen wir bald möglichst viele neue Vereinsmitglieder aus Berlin gewinnen zu können.

Mit der Gründung des SKM-Berlin verbindet sich die Hoffnung, die Hilfe für straffällige und strafentlassene Menschen in Berlin auszudehnen. Darüber hinaus soll der Verein die Männerarbeit in kirchlicher Verantwortung stärken und ausbauen.

Wer Kontakt zum neuen Verein aufnehmen möchte, kann dies über folgende Adresse tun:

SKM Berlin
St. Rita
General-Woyna-Straße 55
13403 Berlin

Der Autor ist Pastoralreferent in der Gefängnisseelsorge.



Haftnotizen

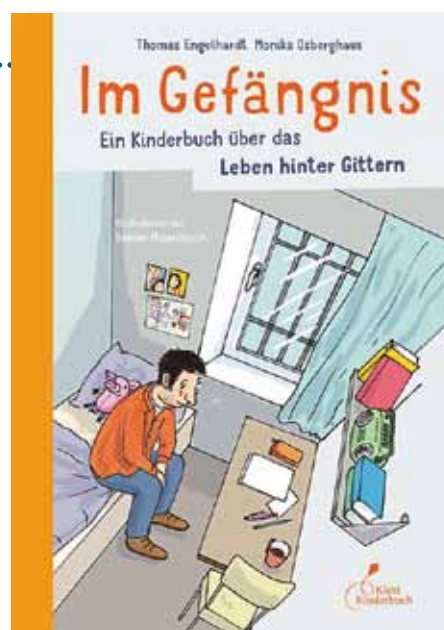
Texte und Gedanken aus dem Jugendknast

Thomas Marin (Hrsg.)

ISBN-13: 9783752851762

Verlag: Books on Demand

Die Texte jugendlicher Strafgefangener überraschen. In verschiedenen Textgattungen, nach unterschiedlichen Vorgaben und zu diversen Themen versuchten sich die Autoren. Für die meisten unter ihnen waren dies die ersten literarischen Versuche. Dabei offenbaren die Autoren ein teilweise beeindruckendes Niveau an Ausdrucksfähigkeit und differenzierter Auseinandersetzung in ihren fiktiven Geschichten wie in persönlichen Betrachtungen. Von Erinnerungen an die Kindheit bis zum Nachdenken über das Altern, von Naturbeobachtungen bis zur Auseinandersetzung mit politischem Widerstand, von Haiku, Kurzgedichten nach japanischem Vorbild, bis zur historischen Erzählung reichen die Texte und Gedanken aus dem Jugendknast.



Im Gefängnis

Ein Kinderbuch über das Leben hinter Gittern

Thomas Engelhardt, Monika Osberghaus

Illustrationen von Susann Hesselbarth

Klett Kinderbuch, 2018 · ISBN 978-3-95470-186-5

Sinas Papa muss ins Gefängnis. Er hat etwas Schlimmes getan und muss nun dafür geradestehen. Sina versteht das alles nicht. Sie hat keine Ahnung von dem Ort, an dem ihr Papa jetzt lebt. Für Kinder wie sie ist dieses Buch. Aber auch für alle anderen. Denn das Gefängnis ist ein Ort, von dem jeder weiß, dass es ihn gibt, den aber kaum jemand kennt. Ein schlimmer und ein interessanter Ort. Vom ersten Tag an begleiten wir Sinas Papa. Wir erfahren alles über den Alltag hinter Gittern: Was es dort zu essen gibt, wer dort alles lebt und arbeitet, wie ein Haftraum aussieht, was die Gefangenen den ganzen Tag lang machen. Und wie es ist, wenn man wieder rauskommt. Susann Hesselbarths lebhaftes Illustrationen vermitteln einen Eindruck jenseits der gängigen Klischees.

*Wolfgang Kamp
Diakon und Pastoralreferent in der Gefängnisseelsorge*

MEDITATIVES ZEICHNEN IN DER JVA MOABIT

Mit kreativ-künstlerischen Impulstagen versucht die katholische Gefängnisseelsorge nunmehr seit drei Jahren, Inhaftierten neue Wege zur Meditation und Selbstreflexion zu eröffnen. Das helfe auch, den schweren Haftalltag unter den verschärften Bedingungen der Untersuchungshaft zu bewältigen – darin sind sich die Seelsorger beider Konfessionen und die Anstaltsleitung einig. So war es auch dieses Jahr keine Frage, wieder einen Workshop für die Inhaftierten der drei Teilanstalten der JVA Moabit auszuschreiben.

Die Teilnehmergruppen sollten jeweils 10 Inhaftierte umfassen, und deren Ergebnisse wurden zum Abschluss der Woche in einem großen Gottesdienst und in einigen Ausstellungen in der Anstalt einer breiten »internen« Öffentlichkeit von Inhaftierten und Bediensteten vorgestellt.

KURZDARSTELLUNG DES PROJEKTS DER KATHOLISCHEN GEFÄNGNISSELSORGE IN DER JVA MOABIT MIT FRAU URSULA EICHERT VOM 22.–28.1.2018

Nunmehr im dritten Jahr finden in den letzten Tagen des Januars Projektstage für Inhaftierte der Justizvollzugsanstalt Moabit statt. 2016 war es ein Trommelworkshop, 2017 ein Tai-Chi-Kurs und 2018 nun ein Workshop zum Meditativen Zeichnen mit Ursula Eichert. Mehr Informationen zur Künstlerin unter www.ursula-eichert.de

Zwei Teilnehmer des Kurses wurden im Anschluss an die Veranstaltung von Gefängnisseelsorger Wolfgang Kamp befragt:

»Warum hatten Sie sich eigentlich zu dem Workshop der Katholischen Gefängnisseelsorge angemeldet?«

»Es handelte sich um ein auf einige Tage begrenztes Projekt und die Teilnahme war freiwillig. Ich hatte nie was mit Kunst oder Malen in meinem Leben zu tun, aber Ausprobieren und mit anderen gemeinsam Zeit verbringen war Motivation genug.«

»Ich bin von Haus aus selbst Künstler und habe auch mit Zeichnen und Malerei zu tun. Dazu ein meditativer Impuls – wie in der Ausschreibung angegeben – da hat mich zur Teilnahme gereizt.«

»Was hat Ihnen während des Kurses besonderes gefallen oder Ihre Aufmerksamkeit erregt?«

»Dass es überhaupt um eine Technik ging, die auch ich ohne Mal- oder Zeichenerfahrung schnell erfasst hatte und dann ganz individuell ausgestalten konnte. Das sieht man auch am Ergebnis. Jeder Teilnehmer hatte ganz eigene Produkte angefertigt und die Zeit von fast drei Stunden an einem Tag verging im Nu ohne Langeweile. Eine interessante Technik mit der ich auch weiter auf meinem Haftraum experimentieren werde.«





»Auch das Kleinformatige wie auf einer Kachel oder auch Bierdeckelgröße finde ich gelungen.«

»Eine ›repetitive‹ Technik, die das Insich-Kehren, die Meditation, zum Ausdruck bringen kann. Eine Aktion, der man am Anfang, im kleinen Nichts, als das erkennen kann, was sie im Großen zu werden vermag. Ein überraschendes Ergebnis macht Lust zum Tun. Auch ein psychologischer Effekt ergibt sich für mich: im voll durchstrukturierten Raum der Haftordnung kann ein kreativer Geist Nischen finden oder einfach mal ›Wegfliegen‹.«

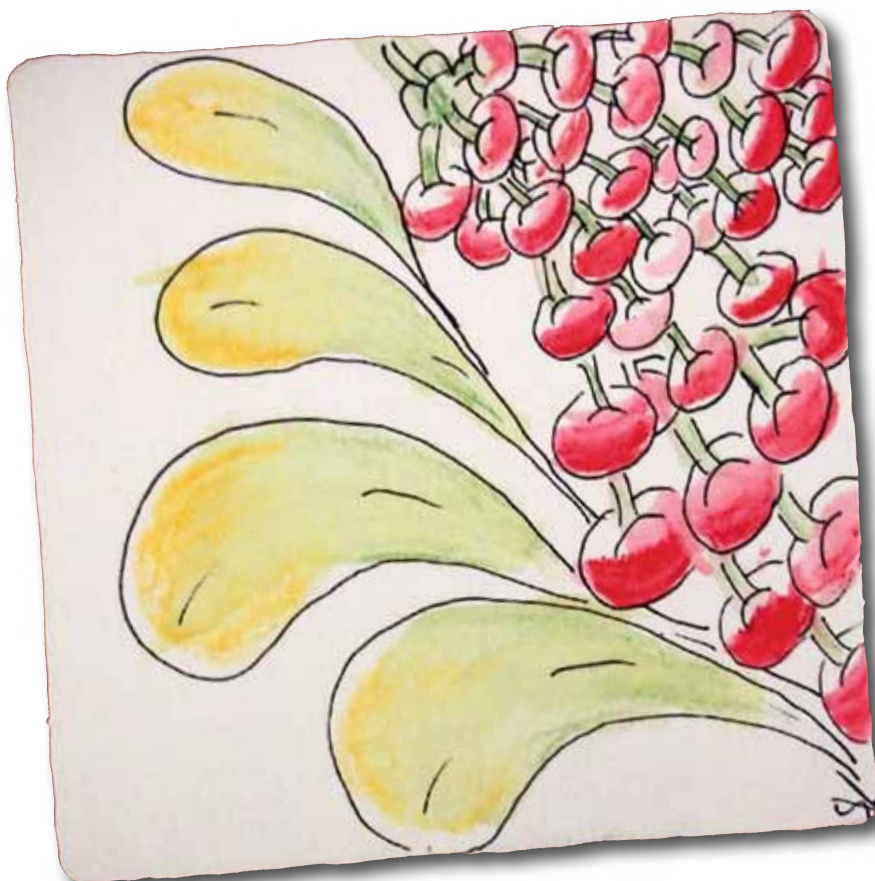
»Was nehmen Sie als Erfahrung aus dem Kurs mit?«

»Vor allem die Bestätigung, dass ich als Mensch – egal wie die Verhältnisse sind – aus Wenig Viel machen kann. Es gibt nichts Lächerliches, auch als Ungeübter kann ich zeichnen. Hauptsache, man tut es. Und auch auf der kleinen Fläche konnte sich Erstaunliches entwickeln. Aus einer festen Vorgabe konnte ich Individuelles gestalten, was ich auch weiter versuchen werde für mich auf meinem Haftraum. Auch meiner Freundin habe ich schon von dem Kurs und der Zeichentechnik erzählt.«

»Das war sicher mehr als nur ›Da geht wenigstens die Zeit rum‹. Kunst oder die Beschäftigung mit eigener Kreativität ist mehr als ›gefüllte‹ Zeit, sondern hat was mit erfüllter Zeit zu tun. Ich komme zu mir selbst und die Erkenntnis wächst: Es gibt nichts Kleines!«

Ursula Eichert bekräftigte in ihrer Anleitung, dass Achtsamkeit und Wertschätzung zu den wesentlichen Merkmalen des von ihr vorgestellten »Meditativen Zeichnen« gehören. Beides lässt sich doch aus den Aussagen der zwei Teilnehmer herauslesen.

Eine für die Malgemeinschaft der Teilnehmer und auch die Kursleiterin wohltuende Erfahrung, die durch das Lob seitens der Anstaltsleitung noch bekräftigt und bestätigt wurde.





Es ist ein trüber Montag, an dem ich erstmalig vor den Toren der JVA Moabit in Berlin stehe. Eine Woche lang werde ich als Künstlerin für die Gefängnisseelsorge die diesjährige Projektwoche leiten.

»Mal aussteigen aus dem Kopf-Kino« ist der Titel des Kurses. Mit Hilfe einer meditativen Zeichen-Methode dem Gedankenkarussell eine Pause gönnen – das nur mit Stift und Papier!



Bis ich an diesem Mittag endlich im Kirchenraum ankomme, wo der Kurs stattfindet, werden noch einige Türen auf- und zugeschlossen. Hier ist man tatsächlich »drinnen«, ist mein Eindruck. Eine eigene und andere Welt als die, die ich so kenne.

Wie werden die Teilnehmer die Methode wohl annehmen und lassen sie sich auf den Prozess ein, frage ich mich zu Beginn.

Umso mehr freut es mich, als ich in den kommenden Tagen erlebe, wie unter allen Beteiligten ein großes Interesse besteht. Sehr achtsam werden die Zeichnungen ausgeführt.

Und so entstehen in schöpferischer Konzentration bemerkenswerte kleine persönliche Kunstwerke. Zeit und Raum scheinen tatsächlich einen Moment vergessen und eine entspannte Atmosphäre breitet sich im Kirchenraum aus.

Beim gemeinsamen Betrachten der fertigen Bilder ist die Freude und die positive Überraschung über das, was man kreativ gezeichnet hat, spürbar. Vielleicht ist der ein oder andere Teilnehmer bei dieser Art zu Zeichnen auf den Geschmack gekommen und bleibt am Ball. Ganz einfach, weil diese Methode Spaß macht oder weil man beim Zeichnen einen Moment der Ruhe und Entspannung erfährt. Für mich geht eine spannende Woche in der JVA Moabit zu Ende. Eine Zeit mit vielen Begegnungen, kreativen und eindrucksvollen Bildern. Eine Zeit, die ich nicht missen wollte.

Alfred Herrmann

»ENTSCHEIDEND IST UNSER HANDELN«

BEWAHRUNG DER SCHÖPFUNG – EIN THEMA IM PASTORALEN PROZESS?

Im Februar letzten Jahres begann die Testphase. Für 12 Monate stellte die Pfarrei »Zu den heiligen Zwölf Aposteln« in Berlin-Schlachtensee dem Carsharing-Unternehmen »Greenwheels« einen Parkplatz für ein Fahrzeug vor ihrer Kirche zur Verfügung. Das Angebot wurde so gut angenommen, dass mittlerweile zwei Autos vor dem Gotteshaus platziert sind.

»Sogar Papst Franziskus ruft uns in seiner Enzyklika Laudato Si' dazu auf, ein Fahrzeug mit mehreren zu teilen«, weiß Voswinckel die Initiative seiner Pfarrei im Nachhaltigkeitsdenken des weltweiten Kirchenoberhauptes verankert. Der 66-jährige Professor für Medizingeschichte brachte die Idee seinerzeit im Pfarrgemeinderat ein. »In den meisten Autos hier sitzt doch eh nur eine Person, und oft fahren sie nur eine kurze Strecke. Da kann man sich auch ein Fahrzeug teilen.« Er sieht im Carsharing ein Modell der Zukunft.

Nicht nur was den Umweltschutz betrifft. Wer weniger als 15.000 Kilometer im Jahr fahre, komme mit Carsharing finanziell immer billiger weg, weiß er.

Und Voswinckel ist überzeugt: Kirche sollte in Fragen von Umweltschutz und Nachhaltigkeit Vorbild sein.

»Die Standplätze für Fahrzeuge der Carsharing-Unternehmen sind in deutschen Innenstädten oftmals rar und teuer«, denkt das Pfarrgemeinderatsmitglied weiter: »Für Kirchengemeinden wäre es da oftmals keine große Sache, in dieser Situation zu helfen.« Mit Blick auf das Thema »Bewahrung

der Schöpfung« könnten sich Pastorale Räume eine solche Initiative als Vorhaben sogar in ihr Pastoralkonzept schreiben, um in ihrem künftigen Wirken auch in dieser Frage Zeugnis mitten in der Welt zu geben. »Bereits mit kleinen Schritten kann im Sinne des christlichen Auftrags, die Schöpfung zu bewahren, viel bewegt werden«, so Voswinckel.

THEMA IM PASTORALEN PROZESS

»Der Pastorale Prozess bietet die große Chance, die Bewahrung der Schöpfung von Anfang an mitzudenken und in das Handeln der künftigen neuen Pfarreien miteinzubeziehen«, betont Wolfgang Plehn. »Auf diese Weise kann man gemeinsam ein Zeichen setzen, zukunftsfähig zu sein im ökonomischen wie auch im ökologischen Sinn.« Außerdem biete sich das Streben nach mehr Nachhaltigkeit und Umweltschutz als gemeinschaftsstiftendes Thema für einen Pastoralen Raum an, in dem verschiedene Gemeinden zusammenfindenden sollen, so Plehn. »Die Frage der Bewahrung der Schöpfung müsste nicht nur, sondern es muss ein Thema im Pastoralkonzept sein.«



Wolfgang
Plehn

Foto: Umweltbundesamt / Susanne Kambor

Plehn arbeitet im Bundesumweltamt und leitet in seiner Freizeit den Sachausschuss »Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung« des Diözesanrates. Die Bewahrung der Schöpfung sei in den Pfarreien leider häufig ein Thema, das hinten runter fällt, weiß er. »Es hat nicht die Bedeutung, die es eigentlich haben sollte und das nicht erst nach der Papstencyklika Laudato Si'«, kritisiert Plehn mangelnden Tatendrang in dieser Frage.

Denn auf dem Papier ist das Erzbistum bereits seit 2010 wesentlich weiter. Damals verabschiedeten Diözesanrat und Erzbistum den gemeinsam erarbeiteten Klimaschutzplan »Schöpfung bewahren – jetzt handeln und Energie sparen«. Dieser formuliert vollmundig das Ziel: »In Verantwortung für die Schöpfung und als Beitrag zur globalen und intergenerationellen Gerechtigkeit strebt das Erzbistum mit seinen Kirchengemeinden und Einrichtungen eine deutliche Verringerung der Treibhausgasemissionen bis 2020 an, deren Umfang sich an den Einsparungszielen der Bundesregierung orientiert«, sprich: eine Reduzierung der Treibhausgase um 40 Prozent bis zum Jahr 2020 gegenüber dem Jahr 1990.

HILFEN FÜR BAU UND BESCHAFFUNG

In diesem Sinne bieten Erzbistum und Diözesanrat den Pfarreien einiges an Hilfen an. In einer gemeinsamen »AG Bewahrung der Schöpfung« gehen Wolfgang Plehn sowie Carola Schwenk, Leiterin der Abteilung Bau- und Gebäudemanagement im Erzbischöflichen Ordinariat, und Katharina Brumbauer, Leiterin der Abteilung Allgemeine Dienste, Fragen von Nachhaltigkeit und Umweltschutz im Erzbistum Berlin nach. So veröffentlichten sie 2016 unter dem Titel »Die Schöpfung bewahren« eine »Handlungsempfehlung für eine ökofaire Beschaffung und



nachhaltige Gebäudenutzung in den Kirchengemeinden im Erzbistum Berlin«. Die Handlungsempfehlung bietet Pfarreien einen Leitfaden zu Fair Trade und Müllvermeidung, Energieeffizienz und Energiesparen. Eine Bandbreite, die alle Bereiche des täglichen Lebens betrifft, verdeutlicht Plehn: »Das fängt bei der Frage an, welches Papier im Pfarrbüro verwendet und welcher Kaffee gekocht wird und geht bis hin zu: was mache ich mit dem Regenwasser oder wie kann ich meine Immobilie energetisch sanieren?«

Was die Energieeffizienz kirchlicher Immobilien betrifft, so organisiert die AG alle zwei Jahre die Informationstagung »Energieeinsparung in Kirchengemeinden«, die von Kirchenvorständen der Pfarreien rege besucht wird. Allerdings entwickle sich daraus vor Ort zu wenig, meint Schwenk. »Das Erzbistum stellt jedes Jahr 50.000 Euro in den Haushalt ein, um energetische Analysen in den Pfarreien durchzuführen«, erklärt sie. Allerdings werde das Angebot von den Pfarreien zu selten genutzt und das Geld kaum abgerufen. »Dabei verschenken die Gemeinden die Möglichkeit kurzfristiger Maßnahmen, die sich finanziell schnell amortisieren wie der Einbau einer Hocheffizienz-Pumpe oder die Durchführung eines hydraulischen Abgleichs.« Die ökologischen Bau-Innovationen wie das Blockheizkraftwerk in St. Otto in Zinnowitz, die Erdwärmepumpe in der Marienschule in Potsdam oder die Regenwassernutzung für die Toilettenspülung des Hortneubaus am Bernhardinum in Fürstenwalde werden bislang vornehmlich in Bauprojekten des Erzbistums verwirklicht und kaum auf Pfarreebene.

Es sei in den vergangenen Jahren nicht gelungen, meinen Schwenk und Plehn unisono, eine Kultur der Energieverbrauchskontrolle in den Pfarreien zu etablieren. Dabei gehe es nicht allein um christliche Ideale, sondern auch um die Wirtschaftlichkeit, unterstreicht Plehn die ökonomische Dimension. »Wir werden sicherlich keine massiv sinkende Energiepreise in Zukunft erleben, sondern sie werden in Wellenform weiter steigen. Darauf müssen sich auch Kirchengemeinden einstellen.«

SIEGEL »FAIRE GEMEINDE«

Ein weiterer Aspekt bildet der ökofaire Einkauf von Gebrauchsgegenständen und alltäglichen Konsumgütern. »Wir stehen mit den Verwaltungsleitern und Kirchenvorständen im Austausch«, erklärt Brumbauer, »um sie über mögliche Energie-, Möbel- oder Papierrahmenverträge zu informieren.« Über gemeinsame Anschaffungen lasse sich einfacher auf nachhaltige Produkte umstellen ohne die Gemeinden über Gebühr finanziell zu belasten, so die Leiterin der Abteilung Allgemeine Dienste im Erzbischöflichen Ordinariat.

Leider fehle ein verantwortlicher Referent im Erzbischöflichen Ordinariat, der sich im Erzbistum Berlin hauptamtlich mit den Themen Klimaschutz, Umwelt und Nachhaltigkeit auseinandersetzt, ein direkter Ansprechpartner für Pfarreien und Institutionen in Sachen Bewahrung der Schöpfung, beklagt sich Plehn. Er verweist auf andere Bistümer und auf die Evangelische Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz (EKBO), die eigene Klimaschutzmanager beschäftigen.

Die EKBO hat zudem ein Siegel »Faire Gemeinde« entwickelt, um das sich Kirchengemeinden, die sich für Klimaschutz, fairen Handel und die Bewahrung der Schöpfung bemühen, bewerben können. »Vielleicht können wir im Rahmen des Ökumenischen Rats Berlin-Brandenburg diese Zertifizierung auch katholischen Pfarreien im Erzbistum anbieten«, hofft Plehn. »Entscheidend ist ja am Ende nicht wieviel wir über theologische Fragen reden, sondern wie Christsein gelebt wird, sprich: was wir denn wirklich praktisch tun. Entscheidend ist unser Handeln!«

*Gemeinsam
unterwegs*



TAG DER EHEJUBILÄEN

**Gottesdienst mit Segnung für Paare
mit Erzbischof Dr. Heiner Koch**

**Sonntag, 9. September 2018, 14.00 Uhr
in der Katholischen Kirche St. Dominicus
Lipschitzallee 74, 12353 Berlin-Neukölln**



**ERZBISTUM
BERLIN**

www.erzbistumberlin.de/ehejub

Fest der Kirchen

Samstag
8. September
12-22 Uhr
Alexanderplatz

2018

- Internationales Streetfood
- Marktstände und Aktionen
- Bühnenprogramm
- 18.00 Ökumenischer Gottesdienst
- 20.00 Konzert: Hillsong Berlin
- barrierefrei und inklusiv



Senatsverwaltung
für Kultur und Europa

be  Berlin

www.fest-der-kirchen.de

Partners for the Greater
bonifatius
werk